

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Endlich, als der Morgen zu dämmern begann, und die Pferde Spuren von Müdigkeit zeigten, brach Monk das lange Stillschweigen.

„Wir müssen nahezu zwanzig Meilen zurückgelegt haben,“ bemerkte er, „und werden bald an Ort und Stelle sein.“

„Unser Bestimmungsort liegt noch etwas weiter oben,“ sagte Flack, sich nach beiden Seiten der Straße umschauend. „Wir werden gerade zur rechten Zeit hinkommen, gnädiger Herr, denn die Pferde müssen ausruhen, das eine ist schon ganz erschöpft. — Das Mädchen scheint noch nicht zu erwachen.“

„Sie wird noch stundenlang schlafen. Jetzt erkenne ich das Stück Buchenwald. Wir sind richtig fast zur Stelle und werden gerade zur rechten Zeit ankommen. Wir wollen bis heute Abend dort ausruhen — dann werden die Pferde wieder frisch sein.“

Sie waren jetzt, nachdem sie den Buchenwald hinter sich hatten, auf einer kahlen, einsamen, weithin gestreckten Heide, welche von den Bewohnern dieser Gegend als Weideplatz für ihre Schafheerden benützt wurde.

In diesem Augenblicke war nirgends ein Schaf zu sehen. Der Winter war zeitig und strenge hereingebrochen, und die Heerden waren in ihren Ställen untergebracht. Die Wiesen lagen braun und kahl im trüben Scheine des Decembermorgens da. Nachdem die Flüchtlinge noch ungefähr eine Meile weiter gefahren waren, kamen sie endlich zu einer einsamen Schäferhütte, die um diese Zeit nicht unbewohnt war. Die Hütte war ringsum nur von Heideboden umgeben. Kein Schornstein, kein Dach war weit und breit zu sehen.

Hinter der Hütte befand sich ein Hofraum mit einem Pferde stall. Dorthin fuhr Flack mit seinem Wagen, sprang vom Boock und spannte die müden Pferde aus.

Monk stieg ab und öffnete den Wagenschlag. Bernice lag noch tief in dem künstlich herbeigeführten Schlaf. Monk

hob sie heraus, erteilte seinem Helfershelfer einige Befehle, und ging mit Bernice in den Armen auf die Hütte zu. Sie hatte nur eine Thüre und ein Fenster. Monk klopfte dreimal hintereinander an die Thüre, sein Klopfen war ein Zeichen. Drinnen wurden die Riegel zurückgeschoben, dann öffnete sich die Thüre und ein Frauenkopf kam zum Vorschein.

„Ich bin's,“ sagte Monk. „Lassen Sie mich ein!“

Die Thüre ging auf und Monk trug Bernice in die Hütte. Gleich darauf wurde die Thüre wieder zugesperrt und verriegelt.

Sechszehntes Kapitel.

Das Innere der Hütte, in welche Gilbert Monk die besinnungslose Bernice gebracht hatte, war bescheiden genug. Es war nur ein Sommeraufenthalt für die Schäfer, welche ihre Heerden auf der Heide weideten. Die kahlen Wände bestanden aus einfachen, rohen, von Rauch geschwärzten Balken. Die Einrichtung bestand aus einigen dreibeinigen Stühlen. Der Boden war schwarz von Schmutz. In einer Ecke war ein großer, offener Heerd, über welchem ein Theekessel hing; es brannte ein starkes Feuer auf dem Heerde, und in dem Kessel dampfte und brodete es. In einer anderen Ecke des Zimmers lag frisches Stroh, über welches ein frisches Leintuch gebreitet war.

Monk legte Bernice auf das einfache Lager und lehrte ihr Gesicht der Wand zu. Dann trat er zu dem Feuer und sich die Hände darüber wärmend, sagte er:

„Es ist ein kalter Morgen, Mrs. Crowl. Ich bin froh, alle diese Vorbereitungen zum Frühstück zu sehen. Sind Sie gestern Abend angekommen?“

„Ja, Herr,“ erwiderte die Frau. „Ich bin nach Einbruch der Dämmerung von Dornley bis hierhergegangen und war die ganze Nacht allein hier. Wie ich sehe, schläft das Mädchen. Hatten Sie Schwierigkeiten mit ihr, gnädiger Herr?“

„Durchaus nicht. Sie hat einen Schlafrunk bekommen. Wenn sie erwacht, muß man ihr erst zu essen und dann gleich wieder den Schlafrunk geben. Sie muß unter dem Eindruck desselben bleiben, bis wir das Ziel unserer Reise erreicht haben. Sie ist schwach wie ein kleines Kind und wird durch Monate, vielleicht ein Jahr lang nicht ganz gesund sein. Sie wird während dieser Zeit der größten Sorgfalt und Schonung bedürfen.“

Er rückte sich einen Holzstuhl herbei und setzte sich.

Die Frau nahm ein Brett von der Wand und legte es über zwei Stühle, dann stellte sie einige Speisen darauf, die sie aus einem nebenstehenden Korbe nahm.

Diese Mrs. Crowl war eine merkwürdige Erscheinung. Sie, wie Flack, war eine Klientin von Scotsby und Newmann und ihre Vergangenheit war eine solche, daß Monk unbedingtes Vertrauen in sie setzen konnte. Er hatte sie aufgesucht — und war zur Erkenntniß gelangt, daß ihr hervorstechendster Charakterzug Geiz war — daß sie Geldes halber ihre Seele verkaufen würde. Gilbert Monk war ein bedeutender Menschenkenner, und er hatte dieser Frau einen Theil seiner Pläne mitgetheilt, und sich ihrer Hülfe versichert, indem er ihr für den Fall, daß diese gelingen würden, eine Summe versprach, die ihr wie ein ungeheures Vermögen vorkam. Er hatte sie auf diese Art mit den stärksten Banden an sich gefesselt.

Sie war nicht von derselben Klasse wie Flack. Sie besaß eine gute Erziehung und hatte ein feines Benehmen. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, und Kragen und Manschetten von tadelloser Weiße. Ihr aschblondes Haar war nett geordnet, und man hätte sie überall für eine Dame aus den besseren Ständen gehalten.

Sie war sehr groß und stark und ihr weißer Teint war von Sommersprossen verdorben. Ihre Augen waren stahlblau. Sie war weder schön noch häßlich und machte den Eindruck, als wäre sie sowohl körperlich als geistig sehr begabt.

Ihr Vater war ein achtbarer Geschäftsmann gewesen. Mit sechszehn Jahren ging sie mit einem Manne Namens Crowl durch und heirathete ihn. Ihr Vater hatte sie deshalb verstoßen und als er einige Jahre später starb, hinterließ er sein Vermögen einer Wohlthätigkeitsanstalt.

Crowl, der seine Frau immer schlecht behandelt hatte, verließ sie darauf, während sie schwer krank lag, ganz und gar, und sie hätte verhungern müssen, wenn sich nicht ein paar Nachbarn ihrer angenommen hätten. Sie hatte ihren Gatten seither nie wieder gesehen. Sie war abwechselnd Näherin, Bonne und Kammerjungfer gewesen und wurde schließlich durch ihren Geiz zu einem Diebstahl verleitet und entging nur durch die schlaue und gewandte Vertheidigung von Scotsby und Newmann der drohenden Kerkerstrafe.

Dieses Weib hatte sich Gilbert Monk als Helfershelferin bei der Durchführung der schändlichen Pläne, die er vorhatte, ausersuchen, und er hätte für seine Zwecke gar nicht besser wählen können. Aber nicht einmal sie war ganz in sein Vertrauen gezogen. Sie wußte nichts von der Entdeckung, die er kürzlich in London bezüglich Bernice's Herkunft gemacht hatte. Gilbert Monk war zu schlau, um irgend einem Menschen vollkommen zu vertrauen, außer sich selbst. So lange er allein Herr seiner Geheimnisse war, wußte er sie sicher. —

Mrs. Crowl brachte eine Kaffeemaschine zum Vorschein und schickte sich an, Kaffee zu kochen. Nach einer Weile wurde

dreimal an die Thüre geklopft und Flack's Stimme begehrte Einlaß. Mrs. Crowl ließ ihn ein. Er brachte einen großen Korb aus dem Wagen, und die Frau packte denselben aus und legte einen Theil seines Inhaltes auf die Bank.

Es waren verschiedene kalte Braten, Butterschnitten, Backwerk und mehrere Flaschen Wein. Gilbert Monk und seine beiden Verbündeten aßen herzhaft und Flack ging dann hinaus, um für seine Pferde zu sorgen. Er blieb fast eine Stunde aus. Als er zurückkam, schlummerte Gilbert vor dem Feuer. Die Speisen waren weggeräumt und Mrs. Crowl schaute durch die trüben Fensterscheiben auf die kahle Haide hinaus. Flack legte sich, ohne ein Wort zu sagen, in einen Winkel auf die Erde und schlief ein.

Der Tag wurde ungemein kalt. Der eisige Wind drang durch hundert Ritzen und Spalten in die schlechtverwahrte Hütte und Mrs. Crowl legte fortwährend frisches Holz in's Feuer. Der Wind schüttelte die Hütte von Zeit zu Zeit, Schneeflocken wirbelten durch die Luft und es war nicht zu befürchten, daß an diesem Tage sich ein Mensch auf der Haide werde blicken lassen, worüber Mrs. Crowl sehr froh war.

Mittag war längst vorüber, als Gilbert Monk plötzlich erwachte, und fast gleich darauf rührte sich Bernice auf ihrem Strohlager und murmelte einen Namen.

Monk trat zu ihr hin und neigte sich über sie. Sie schlug die Augen auf und erkannte ihn.

„O, Gilbert,“ sagte sie schwach mit umherirrenden Blicken, „ich hatte einen so entsetzlichen Traum! Mir träumte, ich läge in einem Sarge —“

„Still, Bernice,“ sagte Monk sanft. „Es war kein Traum — es ist Alles wahr! Aber Du bist jetzt in Sicherheit, und nichts kann Dir geschehen.“

„Dies ist nicht die Gruft,“ sagte Bernice, zu der rauchgeschwärzten Decke emporschauend; „auch nicht die Kirche. Wir waren in der Kirche, Gilbert; wir waren am Eingange und ich legte mich, weil ich müde war. Wo sind wir? Ist dies eine Hütte auf dem Wege nach Chetwynd-Parke?“

„Ja,“ sagte Monk kaltblütig. „Ich habe Dich eine Strecke weit getragen, und als ich unter Deiner Last ermüdete, trat ich hier ein, um auszuruhen. Diese guten Leute haben uns ein Obdach gegeben.“

„Sie sehen erschöpft aus, Miß,“ sagte Mrs. Crowl, sich der Marquise nähernd, nachdem sie das Fenster ganz verdunkelt hatte. „Sie waren fest eingeschlafen, als Sie der junge Herr in seinen Armen in mein Logis brachte. Wollen Sie nicht etwas genießen, ehe Sie weiter gehen?“

„Welche Zeit haben wir?“ fragte Bernice.

Mrs. Crowl warf einen Blick auf das Fenster, um sich zu versichern, daß kein Strahl des Tageslichtes eindringen konnte. Der rothe Feuerschein beleuchtete das Innere der Hütte.

„Es ist Mitternacht vorüber, Miß,“ sagte Mrs. Crowl lech. „Mein Mann schläft dort, wie Sie sehen. Sie werden mit den Herren bald wieder fortgehen; wollen Sie nicht eine Tasse Kaffee nehmen?“

Der Geruch des dampfenden Kaffees berührte Bernice wohlthätig, das Gefühl des Hungers regte sich in ihr. Sie erhob sich von dem rauhen Lager, schob die Kapuze von ihrem bleichen, abgezehrten Gesichte zurück und taumelte zu einem der Holzstühle. Sie war furchtbar schwach und konnte weder ihre Gedanken noch ihre Körperkräfte sammeln.

„Mir ist ganz eigenthümlich,“ sagte sie, „ich fühle mich

sehr matt, Madame. Ich möchte etwas Kaffee haben, wenn Sie mir ihn geben könnten."

Mrs. Crowl beeilte sich, ihr eine Tasse Kaffee einzuschicken und gab in Gilberts Auftrage eine starke Dosis von dem Schlafrunke hinein. Bernice trank den Kaffee gierig aus, aß aber nur wenig von den vorgesezten Speisen.

"Sie werden sich gleich besser fühlen, Miß," sagte Mrs. Crowl, die Speisen wegnehmend. "Der Kaffee war sehr stark und wird Ihnen neue Kraft geben."

"Ja, ich fühle es schon, daß er mich stärkt," sagte Bernice fieberhaft, Monk mit glänzenden Augen anschauend. "Hast Du Dich noch nicht ausgeruht, Gilbert? O, ich sehne mich so, nach Hause zu kommen! Ich kann jetzt gehen, wenn Du mir's erlaubst. O, komm, gehen wir?"

"Ich bin sehr ermüdet, Bernice. Du weißt, ich trug Dich in meinen Armen den ganzen Weg hierher. Wir sind den Augenblick erst gekommen."

Bernice warf einen raschen Blick auf den dampfenden Kaffee, und er beeilte sich, hinzuzufügen:

"Das heißt, um ganz genau zu sein, wir sind vielleicht schon zehn Minuten hier. Diese gute Frau hatte gerade Zeit, den Kaffee zu kochen. Geben Sie mir gefälligst eine Tasse, Madame, ich bin ganz erfroren und verhungert."

Mrs. Crowl kam diesem Wunsche nach.

Bernice bemerkte mit Ueberraschung den mit Wein und Delicatessen gefüllten Korb. Dennoch stieg kein Argwohn in ihr auf. Ihr einziger Gedanke war, nach Hause zu ihrem Gatten zu kommen, der sie todt glaubte und in seinem Schmerze um sie keinem Troste zugänglich war.

In ihrer Ungeduld stand sie auf, um Monk zu zeigen, wie stark sie sei. Aber gänzlich kraftlos sank sie wieder auf den Stuhl zurück.

"Ich kann nicht gehen, Gilbert," sagte sie so kläglich. "Ich bin so unbegreiflich schwach. Das Fieber muß mir alle Kraft genommen haben. O, Gilbert, bringe mich doch nach Hause."

Sie schluckte fast und streckte flehentlich ihre abgezehrten Hände aus und klammerte sich an ihm an.

"Gleich, Bernice," sagte Monk, seinen Kaffee austrinkend. "Ich bin gleich fertig und dann gehen wir."

"Ist es selbstsüchtig von mir, Dich so zur Eile anzutreiben? O, ich sehne mich so, zu Rog nach Hause zu kommen! Du weißt ja, daß er mich todt und begraben glaubt. Jeder hier verbrachte Augenblick scheint mir ein Lebensalter zu sein. O, Madame, haben Sie keinen Wagen, in dem wir nach Hause fahren könnten?"

"Nein, Miß, wir sind zu arm, um Wagen oder Pferde zu besitzen," entgegnete Mrs. Crowl.

"Vielleicht könnte Ihr Mann mich tragen und so meinen Freund erleichtern," sagte Bernice. "Es kann nicht mehr weit zum Parke sein. Ich kann mich zwar dieser Hütte nicht erinnern," und sie legte sich die Hand an die Stirne, "aber ich war nicht in allen Hütten und kenne nicht viele Dorfbewohner. Aber wir müssen auf der Landstraße des Dorfes sein. Wollen Sie Ihren Mann nicht bitten, mich nach Hause zu tragen?"

"Ich getraue mir nicht, ihn zu wecken, Miß," sagte Mrs. Crowl. "Er ist sehr wild, wenn man ihn um seinen Schlaf bringt. Der junge Herr wird bald kräftig genug sein, Sie selbst fortzubringen."

Bernice seufzte schwer und heftete ihre flehenden Blicke

wieder auf Monk. Er wich denselben aus, denn sie waren ihm peinlich, und während er mechanisch weiter aß, sann er auf eine Ausrede, ihr das längere Verweilen in der Hütte begreiflich zu machen, und erwartete mit Ungeduld die Wirkung des zweiten Schlafrunkes. Diese trat endlich ein und er bemerkte, daß Bernice wieder einschlief.

Er wartete einige Augenblicke schweigend, bis ihre tiefen, regelmäßigen Athemzüge ihren Schlummer bestätigten. Dann sagte er:

"Dieser Schlafrunk wird während der Reise unser Freund sein. Sie wird jetzt bis morgen Früh schlafen."

Er stand auf und trug Bernice auf das Lager zurück, auf dem sie den ganzen Vormittag geschlafen hatte. Dann ging er hinaus, um die Pferde zu füttern. Nach einer Stunde kam er ganz erfroren zurück. Schneeflocken hingen ihm in den Kleidern, in Haar und Bart. Er hatte seinen Mantelsack in der Hand.

Flack schlief noch immer. Ohne die Anwesenheit Mrs. Crowl's, welche sich in's Fenster zurückzog, zu beachten, öffnete Monk seinen Mantelsack und nahm eine Cassette heraus, in welcher sich mehrere Flaschen mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten befanden. Er wählte eine Flasche und einen Pinsel, mit welchem er sich dunkle Furchen unter die Augen, um die Nase, in die Wangen und auf die Stirne, mit künstlerischer Geschicklichkeit malte. Er rasirte seinen Vollbart nicht, noch färbte er ihn, dennoch war er so verändert, daß selbst Sylvia Monk ihn nicht auf den ersten Blick erkannt hätte. Er sah um dreißig Jahre älter aus als zehn Minuten zuvor.

Als er fertig war, rief er Mrs. Crowl. Sie war ganz erstaunt über die Veränderung und lobte seine Geschicklichkeit laut.

Monk lächelte zufrieden und schloß seinen Mantelsack.

"Ja, ich bin Meister in meiner Sache, Mrs. Crowl," bemerkte er. "Sie werden finden, daß ich alle Hindernisse besiege; ich weiß, was ich will."

Flack erwachte in diesem Augenblicke und bekam zu essen. Monk sagte ihm, daß die Pferde ganz ausgeruht wären und befahl ihm, den Wagen zum Einbruch der Dämmerung in Bereitschaft zu halten.

Diesem Befehle wurde gehorcht. Als es dunkelte, stand der Wagen vor der Thüre. Monk trug Bernice hinaus und legte sie wohleingehüllt zwischen weiche Kissen auf den Rücksitz. Der Korb und verschiedene andere Dinge waren unter demselben verborgen. Mrs. Crowl saß, in Pelze eingehüllt, auf dem Vorderitz; Monk schloß die Wagenhüre, setzte sich zu Flack auf den Vord und sie fuhren weiter.

Die Nacht war kalt, aber nicht zu stürmisch zum Reisen. Auch war es weniger dunkel, als in der vergangenen Nacht. Sie gelangten ohne Schwierigkeit auf die Landstraße und setzten ihren Weg in der östlichen Richtung fort. Sie fuhren die ganze Nacht, und sahen sich am nächsten Morgen viele, viele Meilen von der Hütte entfernt.

Monk hatte sich seinen Weg auf einer kleinen Landkarte sorgfältig vorgezeichnet. Bald nach Tagesanbruch zog er die Karte zu Rathe.

"Wir müssen in der Nähe des Dorfes Pollock sein," sagte er. "Es ist ein gutes Gasthaus dort, das von einem achtzigjährigen Wirth und seiner viel jüngeren Frau geführt wird. Wir werden heute dort bleiben. Ihr Beide habt genaue Weisungen bekommen und ich erwarte, daß Ihr Euch buchstäblich daran haltet. Flack, Du thätest besser, Deinen

großen, falschen, rothen Bart zu nehmen. Er bedeckt Dein halbes Gesicht und macht Dich ganz unkenntlich."

Flad zog aus einem Sack, der unter seinem Sitze lag, den erwähnten Bart hervor, befestigte ihn an das Kinn und war mit der Veränderung sehr zufrieden.

Um 8 Uhr fuhr der Wagen bei dem von Monk erwähnten Gasthose vor.

Die Wirthin und einige Bedienstete erschienen voll Neugierde auf der Treppe und halfen den ankommenden Gästen beim Absteigen.

Monk stieg in seiner Eigenschaft als ältlicher Herr langsam vom Boche und die Wirthin höflich grüßend sagte er:

"Sie sind wohl die Besitzerin des Gasthofes, Madame, nicht wahr? Mein Name ist Brown, Mr. Brown von Brown Hall aus Devon. Die Dame im Wagen ist Mrs. Brown, meine Schwägerin, eine Wittwe. Die junge Dame ist meine Tochter, welche an der Schwindsucht todtkrank ist. Wir waren mit ihr an der Ostküste wegen ihrer Gesundheit, aber sie wird immer schlechter und wir bringen sie in langsamen Fahrten nach Devon. Wir wünschen Ihre besten Zimmer bis morgen Früh, wo wir unsere traurige Reise fortsetzen. Meine Tochter ist ganz hilflos und spricht irre, wenn sie wach ist. Wir bringen sie nach Hause, um sie dort sterben zu lassen."

Die Wirthin war ganz erschüttert und voll Theilnahme. Monk hob Bernice's leichte Gestalt heraus. Mrs. Crowl hatte das Gesicht des Mädchens mit einem dichten Schleier bedeckt. Zimmer wurden sogleich in Bereitschaft gesetzt und die Reisenden dahin gebracht.

Monk und Mrs. Crowl saßen eben bei ihrem Frühstück, als die Wirthin eintrat und sich erkundigte, ob sie für die arme junge Dame etwas thun könne.

"Besorgen Sie gefälligst eine Hühnersuppe," sagte Mrs. Crowl. "Sie hat sehr wenig Appetit und lebt fast nur von Medicinen."

Die Wirthin wollte eben etwas erwidern, als die Thüre des Schlafzimmers aufging und Bernice Chetwynd bleich und geisterhaft, mit großen, glühenden Augen auf der Schwelle erschien.

Siebenzehntes Kapitel.

Einen Augenblick lang herrschte Todtenstille in dem kleinen Gemache und die Augen von Gilbert Monk, Mrs. Crowl und der Wirthin waren auf Bernice's bleiches Antlitz geheftet, wie sie in dem langen schwarzen Mantel, mit dem Monk sie bekleidet hatte, eingehüllt auf der Schwelle stand und mit wirren, hastigen Blicken zu ihnen hineinschaute. Die Augen der Wirthin waren voll von Neugierde — jene von Gilbert Monk und Mrs. Crowl voll Angst und Furcht.

Sie hatten die Kraft der letzten Dosis, welche sie der jungen Marquise gegeben hatten, schlecht berechnet, denn sie hatten nicht erwartet, daß sie so bald erwachen werde. Sie zitterten vor Angst, daß ihre ersten Worte Argwohn in der Wirthin erregen würden. Dennoch verlor Gilbert Monk seine Geistesgegenwart nicht. Er gab Mrs. Crowl einen Wink und sie stand auf und näherte sich Bernice ruhig.

Lady Chetwynd wehrte sie mit einer schwachen Geberde ab. Es war ein wirrer Ausdruck in dem Gesichte des Mädchens, eine Mattigkeit und eine Unstättigkeit in ihrem Blicke, welche verriethen, daß die Wirkung des Schlaftrunkes noch fortdauerte. Sie war weder klar wach, noch wußte sie genau,

was mit ihr vorging. Es lag noch immer ein Drud auf ihrem Gehirne — der Drud einer furchtbaren Schläfrigkeit und Ermattung. Sie war fast in dem Zustande einer Nachtwandlerin, und war sich nur einer grenzenlosen, unwiderstehlichen Sehnsucht um ihren jungen Gatten bewußt. An alles Andere, ihre jetzige Umgebung, die seltsame Anwesenheit Mrs. Crowl's, dachte sie in ihrem jetzigen Zustande gar nicht.

"Wo ist Rog?" fragte sie mit schwacher vor Unruhe zitternder Stimme. "Ich will Rog haben. Ich möchte nach Hause gehen. Bringe mich nach Hause — jetzt gleich!"

"Ja, Liebe," sagte Monk, eine väterliche Miene annehmend. "Wir gehen so schnell als möglich nach Hause."

Das Mädchen erschrak und schaute ihn verwundert an.

"Das ist Gilbert's Stimme," murmelte sie, "aber das Gesicht ist nicht Gilbert's — es ist älter als Gilbert's —"

"Armes Kind," seufzte Monk leise. "Sie spricht irre. Jetzt phantasirt sie von ihrem Bruder."

Mrs. Crowl legte ihre Hand sanft auf den Arm der jungen Marquise, die verwirrt und verlegen vor ihrer Berührung zurückwich. Als die schlankte, schwarzgekleidete Gestalt in dem Schlafzimmer verschwand, folgte ihr Mrs. Crowl, verriegelte von innen die Thüre und blieb bei Bernice.

"Es ist schrecklich, ein so junges Mädchen so nahe seinem Ende zu sehen," sagte die Wirthin, sich die Augen trocknend. "Ich will hinunter gehen und sogleich Suppe für die junge Dame bestellen, gnädiger Herr. Und so lange Sie hier bleiben, werde ich mit Vergnügen Alles thun, was der Kranken eine Erleichterung verschaffen kann."

Sie verbeugte sich und ging hinaus. Als sie fort war, öffnete Mrs. Crowl die Thüre und kam zu Monk heraus.

"Die junge Dame ist wieder eingeschlafen," sagte sie. "Ich werde künftighin solche Zwischenfälle zu vermeiden trachten. Ich glaube, sie wird bald wieder aufwachen und muß dann ihr Frühstück bekommen. Ich sehe kein anderes Mittel, mit ihr auszukommen, als sie fortwährend unter dem Einflusse des Schlaftrunkes zu halten."

"Das ist mir nicht recht," sagte Monk gedankenvoll. "Sie muß von Zeit zu Zeit aufwachen und Nahrung nehmen, sonst stirbt sie. Wenn sie wieder erwacht, will ich sie sehen."

Etwa eine Stunde später schickte die Wirthin ein auferlesenes Frühstück für die vermeintliche Kranke hinauf. Mrs. Crowl stellte das Speisebrett auf den Ramin und ging leise hinein, um nach Bernice zu sehen. Diese erwachte bei ihrem Eintritte.

"Fühlen Sie sich besser, Miß?" fragte Mrs. Crowl leise, sich zu ihr hinabneigend.

"Das ist nicht die Gütte," sagte Bernice, überrascht die tapezirten Wände und das bequeme Bett anschauend. "Und es ist auch nicht der Park. Wo bin ich?"

"In einem kleinen Dorfgasthose," erwiderte Mrs. Crowl, der Wahrheit getreu. "Ich habe ein Frühstück für Sie in Bereitschaft. Mr. Monk ist im Nebenzimmer und wird Ihnen Alles aufklären, sobald Sie etwas genossen haben."

"Aber ich sollte bereits zu Hause sein," sagte Bernice. "Wo ist Rog? Ich verstehe nicht, warum ich in einem Gasthose bin. Ich muß Gilbert gleich sehen."

"Ja, Miß," sagte Mrs. Crowl ruhig, aber fest; "aber Sie müssen erst Ihr Frühstück nehmen, damit Sie Kraft zu einer Unterredung haben. Und Sie müssen auch angekleidet

sein. Sie können Mr. Mont noch nicht im Nachtkleide empfangen."

Bernice betrachtete das elegante Nachtkleid, das sie trug, aber sie machte keine Bemerkung darüber. Sie begann zu fühlen, daß sie von Geheimnissen umgeben sei, aber sie war noch viel zu schwach zu einem Versuche, sie zu ergründen.

Mrs. Crowl brachte ihr das Frühstück; sie aß es schweigend und mit ziemlich gutem Appetite. Nachdem sie gegessen, schlief sie vor Erschöpfung wieder ein und erwachte erst spät am Nachmittag. Dann wurde ihr wieder zu essen gegeben und darauf verlangte sie ganz entschieden aufzustehen und angekleidet zu werden. Mrs. Crowl ordnete die üppigen Massen ihres schwarzen Haares und kleidete sie langsam an, aber nicht mit jenen Kleidern, welche sie in ihrem Sarge getragen hatte, sondern mit anderen sehr feinen und eleganten Kleidungsstücken, welche Mrs. Crowl im Auftrage Monts schon früher in London für Bernice besorgt hatte.

Das lange, weißseidene Leichenkleid war eingepackt worden und statt dessen hüllte Mrs. Crowl ihren jungen Pflegling in einen sehr eleganten Schlafrock von grauem Raschmir.

"Nun, jetzt sehen Sie doch nicht gar so leichenhaft aus, Miß," sagte sie munter. "Die weiße Krause um den Hals genügt für Ihr farbloses Gesicht vollständig. Warten Sie, bis ich Ihnen das schwarze Band unter derselben festgebunden habe. So ist's gut, und jetzt werde ich Sie in's Nebenzimmer tragen, wo Ihnen Mr. Mont Alles erklären wird."

Sie nahm die junge Marquise in ihre Arme und trug sie in's Nebenzimmer, als ob sie ein Kind wäre. Es brannte ein helles Feuer in dem Kamine des Zimmers und ein Sopha war vor denselben gerückt. Mrs. Crowl legte Bernice darauf, unterstützte ihren Kopf mit Kissen, legte eine warme Decke über sie und ging in das Schlafzimmer zurück, als Mont das Fenster verließ, an dem er gestanden hatte, und vortrat, um sein Opfer zu begrüßen.

"Meine liebe Bernice," sagte er, ihre abgemagerte Hand ergreifend, "ich freue mich, Dich um so Vieles besser zu finden. Ich habe sehr viel Angst um Dich ausgestanden. Du hast so Schreckliches durchgemacht, daß ich fürchtete, Du würdest krank werden."

"Mir ist, als ob ich einen schrecklichen Traum gehabt hätte, seit Du mich aus der Kirche befreit hast, Gilbert. Ich weiß, daß Du Dich mit mir auf den Heimweg machtest, und daß ich vor der Kirchenthüre einschlief. Als ich erwachte, war ich in einer Hütte nahe von Chetwynd-Parc. Ich schlief wieder ein und bin erst hier in einem Dorfgasthofe aufgewacht. Das verstehe ich nicht. Du sagtest, Du würdest mich nach Hause bringen. Es ist jetzt Tag, und wir sollten längst vor Tagesanbruch zu Hause sein. O, Gilbert, bringst Du mich nicht zu Rog? Schickst Du nicht nach ihm, daß er zu mir komme? Ich brenne vor Ungeduld, ihn zu sehen. Er betrauert mich als todt! Was hat all dieses Zögern zu bedeuten?"

Ihr abgemagertes Gesicht bebte vor Aufregung und Schmerz. Sie machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte.

Mont setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand.

"Sei ruhig, Bernice," sagte er in einem Tone, der sie beschwichtigen sollte. "Kannst Du mir nicht vertrauen? Habe ich Dich nicht aus Deinem Grabe befreit, nachdem Dein eigener Gatte Dich als todt verlassen hatte? Kannst Du nicht

glauben, daß ich Dein treuer Freund — Dein Bruder bin? Sei muthig, Bernice. Soll ich Dir sagen, warum ich Dich nicht nach Hause gebracht habe?"

"Barmherziger Gott! Rog ist doch nicht todt?"

"Nein, nein. Er lebt und ist gesund. Die Wahrheit ist, Bernice, daß er mit dem ersten Zuge nach Deinem Begräbniß nach London abgereist ist. Er ging noch an demselben Abende — als ich Dich befreite. Ich wagte es nicht, Dir das früher zu sagen, aus Furcht, die Enttäuschung und Verzögerung, ihn zu sehen, könnten Dir schaden."

"Nach London ist er gereist?"

"Ja. Er war so übermannt vom Schmerze, daß er fortging, um eine Veränderung zu suchen. Er ging mit seinen Verwandten, welche unverzüglich in die Stadt zurückkehren mußten. Sylvia begleitete ihn und wird Chetwynd's Tante besuchen. Der Part ist in der Obhut der Diener. Ich würde Dich dorthin oder zu Mr. Sanders gebracht haben, aber in jedem Falle würden Gerüchte von Deiner Rückkehr in's Leben laut werden und zu Rog bringen, ehe man ihm die Neuigkeit schonend mittheilen könnte."

"Ja, das ist wahr," sagte Bernice seufzend.

"Und das ist nicht Alles. Du bist noch sehr schwach. Ich habe es nicht gewagt, Dich früher aufzuregen, aus Furcht, wir könnten Dich wieder und für immer verlieren. Glaube mir, Bernice, ich habe zu Deinem Besten gehandelt. Und um Dir die Wahrheit zu sagen, ich hätte gar nichts Anderes thun können, da ich Chetwynd's Adresse nicht weiß, und erst nach London muß, um ihn zu suchen. Ich selbst muß ihm die frohe Botschaft bringen. Es wird eine heftige Erschütterung und überwältigende Freude sein. Sein Gemüth ist so zart besaitet, daß es ihn tödten könnte, wenn er die Wahrheit plötzlich und unvorbereitet erführe."

"Ja, ja," sagte Bernice zustimmend, "Es ist gut, Gilbert, daß Du mich nicht nach Hause gebracht, da er nicht dort ist." Und sie fing an, leise und bitterlich zu weinen.

"O, Gilbert, dies ist eine traurige Rückkehr in's Leben," sagte sie.

"Du wirst bald bei Deinem Gatten sein," tröstete sie Gilbert.

"Es ist so Vieles, das ich nicht verstehe," schluchzte Bernice. "Du siehst so verändert aus — und ich bin so schwach, und es ist eine so eigenthümliche Betäubung und Schläfrigkeit in mir. Wer ist die Frau, die mich ankleidete?"

"Es ist dieselbe, die wir in der Hütte gesehen haben. Erinnerst Du Dich? Ich habe sie zu Deiner Bedienung angenommen, bis Du Ficine wieder haben kannst. Sie ist eine brave Person, Bernice."

"Willst Du mich mit ihr hier im Gasthose lassen, während Du nach London gehst, um Rog zu suchen?"

"Ich kann Dich nicht verlassen, ehe Du wohler bist, und kann Dich auch nicht in dem Dorfgasthose hier zurücklassen. Dies ist kein Platz für eine Marquise von Chetwynd. Rog wäre böse, wenn ich Dich ohne genügenden Schutz an einem solchen Orte, wo sich die Bauern zum Trinken versammeln, zurücklassen würde. Nein, Bernice, Deine Sicherheit muß meine erste Sorge sein. Ich will einen geeigneten Zufluchtsort für Dich ausfindig machen und Dich dort zurücklassen, während ich Chetwynd suche, der mit seinen Verwandten vielleicht weiß Gott wohin gereist ist."

Bernice war zu schwach, um Mont's Argumente bekämpfen zu können, selbst wenn sie anderer Ansicht gewesen wäre,

als er. Sie glaubte sich in sicheren Händen. Hatte nicht Gilbert Mont sie aus ihrem Grabe befreit? Und nachdem er ihr das Leben gerettet hatte, würde er sich nicht natürlicherweise beeilen, sie ihrem Gatten so bald als möglich zuzuführen? Sie hatte unbedingtes, grenzenloses Vertrauen zu ihm. Aber dennoch konnte sie die Enttäuschung, nicht sofort wieder mit dem Marquis vereint zu werden, kaum ertragen.

„Wohin kannst Du mich bringen, Gilbert?“ fragte sie.

„Ich habe ein kleines Haus an der Küste von Wales,“ sagte Mont zögernd. „Ich könnte Dich dorthin bringen. Es liegt abseits und ich könnte Dich ohne Furcht dort mit Mrs. Crowl zurücklassen, während ich Chetwynd suche. Der Platz ist unbeschreiblich schön und romantisch. Du könntest mit Rog dort bleiben, bis Du Dich ganz erholt hast, und das Gerede über Deine Auferstehung vom Grabe sich überlebt hat. Es wäre sehr peinlich für Dich, nach Chetwynd-Park zurückzukehren, so lange die Aufregung über Deine wunderbare Auferstehung noch ganz neu ist.“

Bernice lehnte sich schauernd in ihre Kissen zurück.

„Ich glaube nicht, daß ich es ertragen könnte,“ sagte sie schen. „Ich möchte mich gern in Deinem einsamen Hause verbergen. Bringe mich hin, Gilbert, und dann suche Rog und bringe ihn zu mir. Doch Rog hat mir nie gesagt, daß Du ein eigenes Haus besitzt, Gilbert.“

„Es ist nicht mein Eigenthum,“ sagte Mont. „Ich habe das Haus erst kürzlich, nach Deiner Hochzeit, gemiethet, weil ich es zu einem sehr billigen Miethpreise erhielt. Weißt Du, Bernice, ich bildete mir ein, die neue Lady Chetwynd würde mich aus Chetwynd-Park vertreiben und sah mich daher nach einer passenden Wohnung für mich um. Da meine Mittel, wie Du weißt, sehr beschränkt sind, so mußte natürlich ein geräumiges, selbstständiges Haus, das ich erschwingen konnte, in irgend einem entlegenen Erdenwinkel liegen. Es ist eine weite Reise dahin, aber ich glaube, es wäre der beste Ort für Dich.“

„Dann bringe mich hin, Gilbert. Aber wenn die Reise weit ist, könnten wir nicht die Eisenbahn benutzen? Ich kann die Ermüdung ertragen, Gilbert, und ich bin so ungeduldig und ängstlich.“

„Ich mußte uns ein Separatcoupé nehmen,“ sagte Mont sinnend. „Ich konnte an die alte Haushälterin telegraphiren, daß sie Alles für unsere Ankunft vorbereitet. Als ich glaubte, dort meinen Aufenthalt zu nehmen, versah ich das Haus mit allem Nothwendigen, und ohne Zweifel kann uns die alte Elsbey einen gewissen Grad von Bequemlichkeit verschaffen. Wenn Du willst, Bernice, reisen wir morgen früh mit der Eisenbahn weiter.“

Bernice stimmte eifrigst zu. Mont sprach noch über eine Stunde mit ihr und dann schloß sie ermüdet die Augen. Allein sie schlief nicht, Mont erkannte es an dem schmerzlichen Ausdruck um ihren Mund und der unterdrückten Aufregung, die sich in ihren Zügen kundgab.

Mont überließ sie ihrer Dual und trat wieder an's Fenster und schaute hinaus.

Am Abend, als die junge Marquise bereits zu Bette gegangen und wieder eingeschlafen war, berief Mont Glad auf sein Zimmer und theilte ihm die Programmveränderung mit.

„Du weißt,“ sagte Mont, seine Karte herausnehmend, „wir sind nur zwei Stunden von Petersfeld entfernt. Du mußt vor Tagesanbruch bereit sein, uns dahin zu fahren, von wo aus wir die Eisenbahn benutzen werden. Dann kannst Du die Reise mit dem Wagen allein fortsetzen. Wir werden ihn in Wales wahrscheinlich brauchen. Das Haus ist viele Meilen von einer Station entfernt, und wir werden kein anderes Beförderungsmittel haben, als Wagen und Pferde. Du kennst den Weg, Glad. Du wirst am besten thun, ruhig zu reisen, als ob Du nicht weit hättest. Du kannst thun, als ob Du Deinen Herrn von irgend einer Station holen würdest. Aber halte Dich nirgends unnöthiger Weise lange auf. Wenn Alles gut geht, sind wir morgen Abends im Schlosse, und Du solltest drei Tage nach uns eintreffen.“

Er gab dem Manne eine Summe Geldes und entließ ihn dann.

Sehr zeitig am nächsten Morgen, noch vor Tagesanbruch, stand der Reisewagen vor dem Thore. Lady Chetwynd war erwacht und man hatte sie auch bereits angekleidet.

Ueber den grauen Schlafrock hüllte man noch den langen schwarzen Mantel um sie, setzte ihr einen Hut auf und band einen dichten Schleier darüber. Mont trug sie in seinen Armen zum Wagen hinab und legte sie auf den Sitz, Tücher und Kissen um sie her breitend und Rannen mit heißem Wasser zu ihren Füßen stellend. Ohne ein Wort zu sagen, drückte sie sich in die Ecke.

Mrs. Crowl nahm ihr gegenüber Platz, wohl versehen mit Allem, was sie während der Reise brauchen konnten.

Mont setzte sich zum Kutscher und sie fuhren fort. —

Um 8 Uhr langten sie in Petersfeld an.

Sie fuhren zum Bahnhofe und langten noch zur rechten Zeit an, um einen Silzug zu erreichen. Mont nahm ein Coupé erster Classe und trug die verschleierte Marquise hinein, es ihr möglichst bequem machend. Mrs. Crowl war gleichfalls voll Aufmerksamkeit und gütiger Vorsorge für Bernice.

Die kleine Reisegesellschaft erregte trotz mehrmaligem nöthigen Wagenwechsel kein Aufsehen, denn Mont besorgte stets ein Separat-Coupé.

Es war Abend, als sie in Carnarvon in Nordwales anlangen.

Trotz der späten Stunde drängte Mont dennoch, die Reise fortzusetzen. Er war seiner theilweisen Bekleidung überdrüssig und fürchtete, daß Bernice weitere Fragen darüber anstellen werde. Er wollte in Carnarvon in keinem Gasthause übernachten und konnte es nicht erwarten, den Vogel, den er gefangen hatte, in den Käfig zu bringen, den er ihm bereitet hatte; aber Lady Chetwynd war furchtbar erschöpft, und Mrs. Crowl meinte, daß sie diese Nacht nicht weiter reisen sollte.

In dieser Verlegenheit wandte sich Mont an Lady Chetwynd.

„Bernice,“ sagte er, als sie sich nicht verschleiert in dem Wartesaal nieder setzte. „Glaubst Du, daß Du heute noch weiter reisen kannst? Wir haben nur noch zwei bis drei Stunden zu fahren, obwohl der Weg schlecht und die Fahrt beschwerlich ist. Wenn Du Dich nicht zu ermüdet glaubst, will ich einen Postwagen bestellen. In diesem Falle könnte ich morgen Früh nach London abreisen.“ (Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Der Diener entfernte sich mit besorgter Miene. Job Fritton's Züge verriethen die Verzweiflung, welche sich seiner nachgerade zu bemächtigen begann, denn sein Hunger hatte einen solchen Grad erreicht, daß eine trockene Brodrinde ihm eine erwünschte Gabe gewesen wäre. Es fing bereits unter den Buchen an zu dämmern, die Uhr der alten Kirche von Carrisford schlug sechs, und regungslos verblieb Sir William an seinem Plage, denn noch war seine Enkelin nicht erschienen, ihn heimzuholen.

Plötzlich schlug die Stimme der Haushälterin an sein Ohr, sie allein wagte sich ihm zu nähern und ihn anzureden.

„Wollen Sie nicht heimkehren, Sir William?“ sagte sie mit bittender Stimme. „Es ist schon spät, und Sie dürfen nicht länger hier in der kühlen Abendluft verweilen.“

„Ist Nachricht von ihr gekommen?“

„Nein, Sir, noch nicht. Die Dienerschaft hat im Dorfe Nachfrage gehalten und — —“

„Wer gab den Befehl dazu?“ fragte der Baronet, sie zum ersten Male ansehend.

„Ich!“ entgegnete Mrs. Edwards in entschiedenem Ton, „ich dachte mir, es könne ihr ein Unglück zugestoßen, sie könne vielleicht von hier entführt sein — —“

„Sie ging freiwillig, Mrs. Edwards. Sie selbst fanden die Thür offen stehen, und ihr Hund hat keinen Laut von sich gegeben! Auch sagte sie mir gestern Abend, stets das Beste von ihr zu denken, was immer geschehen möge, also hatte sie schon gestern Abend den Entschluß gefaßt, mich zu verlassen. Ich sehe das jetzt deutlich ein, denn ich habe den ganzen Tag über die Sache nachgedacht.“

„Das hätten Sie eben nicht thun sollen, Sir William! Auch sprechen Sie da gewiß eine ganz ungerechte Beschuldigung gegen das liebe Mädchen aus, denn was sollte sie wohl dazu gebracht haben, freiwillig Awer Court zu verlassen?“

„Sie kann nur freiwillig von mir gegangen sein, und ich glaube, ich weiß jetzt, weshalb. Ein solches Betragen aber — —“

„O, Sir William, wie ist es möglich, daß Sie, der Sie Miß Relydale so sehr lieben, ihr ethwillen nicht in Sorge sind, anstatt sich solchen Gedanken hinzugeben? Ich glaube gewiß — und die Matrone rang weinend die Hände — „daß ihr ein großes Unglück zugestoßen ist!“

„Was aber kann ihr in Carrisford zugestoßen sein?“

„Ihr Vater — —“

„Ihr Vater würde ihr kein Leid zufügen, er liebt sie ebenfalls, und sie — sie ist ihm wenigstens dreißigtausend Pfund werth. Wie kommen Sie nur auf ihren Vater?“

„Ich weiß ja, daß er Ihnen nie ein guter Sohn gewesen ist, Sir William, und daß —“

„Und daß seiner, bei Strafe meines Mißfallens, hier nicht erwähnt werden darf! Dennoch thun Sie es und gerade jetzt — —“

„So will ich von der Sache schweigen, Sir William!“

sagte die Haushälterin, bestimmt auf den Kreis blickend. „Aber lassen Sie mich Job rufen und lehren Sie jetzt in's Haus zurück!“

„Nein, nein!“ entgegnete er entschieden. „Hier will ich warten, bis sie zu mir zurückkehrt, oder auch mir Nachricht von sich giebt. Ich kann kaum glauben, daß sie, die so wohl weiß, wie ich sie liebe, mich noch lange in Ungewißheit lassen wird.“

Mrs. Edwards versuchte nochmals ihre Ueberredungskunst, allein abermals vergeblich, und plötzlich des armen Job gedenkend, der fast den ganzen Tag nichts gegessen, fragte sie Sir William, ob sie ihn durch einen andern Diener ablösen lassen könne, was er ihr auch bewilligte.

Mrs. Edwards ging zögernd nach dem Herrenhause zurück, und bald erschien James, um Job Fritton's Stelle einzunehmen. Er brachte seinem Herrn auf einem Präsentirteller ein Glas feines alten Portweines mit, allein eine hastige Handbewegung von diesem schlug es zur Erde. Sir William befand sich in einer so finsternen Stimmung, wie seine Untergebenen ihn lange nicht gesehen, und schien fest entschlossen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, wenn keine Nachricht von Miß Relydale kommen würde.

In ihrer Rathlosigkeit begab sich die Haushälterin nach Mr. Prayle's Wohnung, um diesem ihre Noth zu klagen, doch war der Verwalter am Morgen schon mit Frau und Tochter zur Stadt gefahren. Auf ihrem Rückwege ging die treue Seele dicht an den Buchen vorüber, um nachzusehen, ob vielleicht ihr Herr sich eines Besseren besonnen. Sir William aber saß nach wie vor an seinem Plage, doch jetzt nicht mehr allein; Prinz, das große, schöne Windspiel, hatte sich dicht an seine Seite gesetzt, blickte gleich ihm in die aufgehende Dämmerung hinaus, und wartete gleich ihm auf Eleanor Relydale's Rückkehr. —

Siebenzehntes Kapitel

Job.

Job Fritton hatte die erhaltene Erlaubniß unverzüglich benützt, und war, der ganzen Welt und besonders Sir William grollend wegen der verschiedenen Mahlzeiten, die ihm verloren gegangen, so schnell es seine ungelentig gewordenen Beine erlaubten, dem Hause zugeeilt.

Von Natur heftig, unfreundlich und abstoßend, welche Eigenschaften seine harten Züge und kalten, grauen Augen nur allzu deutlich verriethen, hatte er unter der Dienerschaft in Awer Court, wie überall in der Umgegend, wenig gute Freunde. Er besaß weder Weib noch Kind, denn es war ihm nicht gelungen, obgleich er viele Versuche dazu gemacht, eine Lebensgefährtin zu finden, die allen seinen Ansprüchen an eine Frau genügt hätte, wie sich auch nicht leicht ein Mädchen unter den Schönen von Carrisford gefunden, den

als Jüngling schon stets verdrücklichen, zur Eifersucht geneigten, häßlichen Job Fritton zu ehelichen.

Wie schon berichtet, früher Jäger in Carrisford, hatte aber durch den Schuß sein Arm die gewohnte Kraft und Gelenkigkeit verloren. Er versah seitdem leichte Dienste bei Sir William, dem er, wie auch allen Mitgliedern des Namens Relydale, treu ergeben war. Namentlich mußte er ihn, seit ihm das Gehen schwer geworden, in seinem Rollstuhl leiten, wofür er einen ansehnlichen Gehalt bezog, und seine freie Zeit in seiner früheren Wohnung, die er nicht zu verlassen gewünscht, einsam und auf seine Weise zufrieden verlebte.

Bevor nun Job Fritton die Terrasse erreichte, stand er eine Sekunde still und überlegte, ob es nicht gerathener sei, sich in seine stille Behausung zu begeben, anstatt in dem Dienstbotenzimmer von Over Court sich den Angriffen seiner sämtlichen Genossen auszusetzen. Da aber eine übergroße Sparsamkeit, wenn nicht Geiz, ihm eigen war, so sah er bald ein, auf welcher Seite bei seinem großen Hunger der Vortheil lag, und er lenkte also seine Schritte dem Herrenhause zu, fest entschlossen, sämtliche Fragen der Dienerschaft kurz abzuschneiden.

Und er führte diesen Vorsatz gewissenhaft aus, denn während der ganzen Zeit, daß er seinen Heißhunger stillte, gelang es den neugierig ihn umstehenden Bedienten und Mädchen nicht, mehr als ein Ja oder Nein aus ihm herauszupressen. Als er aber die letzte Portion von all' den guten Speisen, die ihm vorgesetzt worden, auf seinen Teller gehäuft, und dazu einen neuen Krug Bier erhalten hatte, wagte ein kühnes Stubenmädchen die Frage:

„So sagt uns nun endlich, Job, was hat Sir William während der langen Stunden, die er unter den Buchen gegessen, gethan?“

„Vor sich hingeblickt, wie er dort immer thut.“

„Hat er gar nicht mit Euch von Miß Eleanor gesprochen? Denn verlaßt Euch darauf, er weiß, wohin sie gegangen ist. Wahrscheinlich hat gestern Abend spät noch ein Streit zwischen ihnen stattgehabt, und sie hat keine Lust mehr, in diesem einsamen Hause bei dem wunderlichen, alten Manne zu bleiben. Aber was ist Euch, Job? Ihr seht ja ganz erschrocken aus?“

Das Hausmädchen hatte Recht; Job war mit der Hand — ganz absichtslos — in seine Brusttasche gefahren, und hatte diese mit einem lauten Ausruf des Staunens und Schreckens wieder zurückgezogen, wobei sein häßliches Gesicht die größte Ueberraschung verrieth.

„Was ist Euch, Job?“ wiederholte der Haushofmeister, als auf die erste Frage keine Antwort erfolgte.

Aber Job war wenig gesonnen, Antwort zu ertheilen, sondern erhob sich hastig von seinem Sitz, nahm seinen Hut und verließ so schnell er konnte das Haus, wiederum den Weg nach den Buchen einschlagend. Er führte dabei ein unverständliches Selbstgespräch, dieses mit lebhaften Hand- und Armbewegungen begleitend; ein aufmerksamer Zuhörer hätte vielleicht die Worte unterschieden:

„Ich dachte es mir wohl, als ich bei ihm den Dienst übernahm! Er hat mich jetzt mit allen seinen Schwächen angestekt, denn nun fehlt mir schon gar gleich ihm das Gedächtniß, und ich habe den ganzen Tag nicht wieder an den Brief gedacht!“

Bald hatte er Sir William erreicht, der, den treuen Hund an seiner Seite, noch unter den Buchen von Carrisford

saß, und mit den Worten: „Ein Brief, Sir William,“ übergab er ihm das Schreiben.

„Ein Brief?“ fragte hastig der Baronet. „Von wem? Wer gab ihn Euch?“

„Ein Knabe, als ich im Begriff stand, das Haus zu verlassen. Er lief eilig davon, daß ich sein Gesicht nicht erkennen konnte.“

Der Greis versuchte in der Dämmerung die Aufschrift zu unterscheiden. Die Hand, die das leichte Papier hielt, zitterte heftig, und mit bewegter Stimme sagte er:

„Ich glaube, er ist von ihr, Job! — Jetzt gleich nach Hause!“

Und Herr und Diener und der treue Hund verließen, ehe der Abend vollständig anbrach, diese stille Stätte, an welcher der Baronet den größten Theil des Tages zugebracht.

An der Terrasse angelangt, ließ sich Sir William von Job in sein Bibliothekzimmer führen, das bereits, wie an jedem Abend zu dieser Stunde, hell erleuchtet war. Als er sich in seinem Sessel vor dem Schreibtisch niedergelassen, gebot er: „Jetzt will ich allein sein, doch kommt, sobald ich klinge!“ worauf die übrigen Diener und auch Job verschwanden, Deputerer, um sich abermals von neugierigen Fragen bestürmt zu sehen.

Raum war die Thür geschlossen, so zerriß Sir William hastig den Umschlag des Briefes, zog diesen hervor, und begann begierig die wenigen Zeilen zu lesen, wobei sein schon bleiches Antlitz eine noch größere Blässe überzog, und Enttäuschung und tiefe Traurigkeit sich in jedem Zuge desselben ausdrückte. Als er zum zweiten Male den Inhalt überflogen, ließ er voll Verzweiflung die Hand, die das unheilvolle Papier gehalten, sinken, sodaß dies zur Erde fiel, und stieß dabei einen langen, tiefen Klagelaut aus, den angstvoll lauschenden Ohren außerhalb des Gemaches vernehmbar, und der die besorgte Mrs. Edwards, welche ein neues Unglück befürchtete, unaufgefordert eintreten ließ.

„Haben Sie soeben geschellt, Sir William?“ fragte sie mit möglichst ruhiger Stimme.

„Nein!“

„Wünschen Sie jetzt irgend etwas zu genießen?“

„Ja, bringen Sie mir etwas Wein, und sagen Sie einem der Bedienten, daß er sogleich nach dem Dorfe geht, und Mr. Archibald Hope bittet, ihm zu mir zu folgen.“

Achtzehntes Kapitel.

Archibald Hope sieht sich beobachtet.

Archibald Hope war den ganzen Tag in den Waldungen von Carrisford angestrengt thätig gewesen. Der Tag, wo die Arbeit beendet sein mußte, rückte immer näher, und er hatte dazu im Dorfe noch neue Leute angeworben. Die Beaufsichtigung von mehr als hundert Männern hatte seine Gedanken derart in Anspruch genommen, daß ihm nur wenig Zeit blieb, an die unerwartete Abreise seines Bruders zu denken. Dennoch mußte er mehr als einmal über ihr Zusammentreffen, wie über diese seltsame Trennung nachsinnen, wobei sich seiner ein Gefühl schmerzlicher Enttäuschung bemächtigte, dessen er nicht wieder Herr zu werden vermochte.

Da er sich nach Mittheilung sehnte, sprach er im Laufe

des Tages im Hause des Verwalters war, erfuhr aber, daß dieser mit seiner Familie in die nächste Stadt gefahren sei, und erst am Abend wiederkommen würde.

„So will ich dann mit ihm über Maurice und diese unbegreifliche Sache sprechen,“ dachte er, „er hat sie auf alle Fälle schon diesen Morgen vor mir erfahren.“

Damit lehrte er nochmals in den Park zurück. Von diesem aus hatte er zu verschiedenen Zeiten Sir William unter den Büschen bemerkt und sich gewundert, seine Enkelin nicht an seiner Seite zu sehen. Auch als er in der Dämmerung den Heimweg antrat, sah er noch den Greis unter den Bäumen sitzen, und begriff seine Liebhaberei nicht, so spät noch allein im Freien zu sein.

Nach seinem späten Mittagsmahl setzte er sich an seinen Schreibtisch, um noch eine Menge Briefe zu beantworten, die während der letzten beiden Tage angekommen waren, besonders aber auch an seinen Bruder zu schreiben, den er um Aufklärung über seine Handlungsweise bitten wollte.

Diesen Brief schrieb er zuerst; er lag ihm am meisten am Herzen, auch hoffte er nach Beendigung desselben eine ruhigere Stimmung für seine nüchternen Geschäftsbriefe erlangt zu haben. Bald war der Bogen angefüllt, es fehlte nur noch seine Namensunterschrift, und ehe er diese darunter setzte, las er die dicht gedrängten Zeilen noch einmal durch.

Aber der Inhalt derselben mußte ihm nicht genügt haben, denn mit einer hastigen Handbewegung riß er den Bogen entzwei, indem er halblaut sagte:

„Nichts als übereilte Schlüsse und Vermuthungen, durch die er sich nur gekränkt fühlen wird! Ich will bis morgen früh warten; er schreibt mir gewiß schon mit der ersten Post und klärt die Sache auf die einfachste Weise auf!“

Sein Blick fiel bei diesen Worten auf das Fenster, an dem die Vorhänge nicht herabgelassen waren, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung sah er dicht an einer Scheibe desselben das Gesicht eines Mannes, der ihn anscheinend mit großer Aufmerksamkeit beobachtet hatte, jetzt aber schnell sich entfernte. Dennoch hatte Archibald Hope bemerkt, daß er dunkles Haar und eine dunkle Hautfarbe hatte, auch gleich seinem Bruder fremdartig ausah. Trotzdem war er überzeugt, nicht diesen an dem Fenster gesehen zu haben, dessen beide Flügel er weit zurückwarf, und fast ohne es zu wissen: „Maurice!“ in das Abenddunkel hinausrief.

Er erhielt keine Antwort, allein in der ringsum herrschenden Stille konnte er deutlich vernehmen, daß in einiger Entfernung Jemand über eine Hecke kletterte. Da das Fenster sehr niedrig war, sprang er ohne Bedenken zur Erde und lief der Richtung zu, woher er das Geräusch vernommen. Allein entweder kam er zu spät, oder die Aufregung hatte ihm eine Täuschung verursacht, denn so weit das Auge zu blicken vermochte, war Niemand vorhanden.

„Ich habe mich geirrt,“ dachte Archibald Hope, als er langsam durch den Garten nach dem Gasthause zurückging. „Ein später Runde des Wirthes hat sich den Spaß gemacht, in mein hellerleuchtetes Zimmer zu blicken, und ich war thöricht genug, dabei an Maurice zu denken, der gewiß nicht hier draußen warten würde!“

Er rief sich nochmals das Antlitz, das er gesehen, in's Gedächtniß zurück, und wußte jetzt ganz genau, daß es nicht dasjenige seines Bruders gewesen. Es war noch dunkler als dessen Gesicht, dabei rüther und voller als seines, auch war es von stärkerem Schnurr- und Backenbart umgeben.

Sich durch diese Ueberzeugung bedeutend erleichtert fühlend, trat er in's Haus, einen Blick in die Gaststube werfend, die bereits ganz dunkel war. Als er sein Zimmer erreicht, ließ er das Fenster desselben weit offen stehen, denn eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß der Beobachter wiederkommen würde, nahm seinen Platz am Schreibtisch wieder ein, und begann eifrig zu arbeiten.

Mehrere Briefe lagen fertig vor ihm; eben wollte er einen neuen couvertiren, als er hastig das Haupt erhob und einen forschenden Blick durch's Fenster warf. Wahrlich! da stand wiederum Jemand, doch in einiger Entfernung, dennoch aber konnte er das ganze Zimmer überblicken. Archibald war diesmal vorsichtiger und suchte den draußen Stehenden zu täuschen; er siegelte umständlich seinen Brief, nahm dann einen neuen Bogen hervor, ergriff seine Feder und schrieb so schnell wie vorher die ersten Zeilen. Dann erhob er sich plötzlich, sprang aus dem Fenster und rannte in den Garten und gegen den Spion, den er zu Boden warf, ihm sein Knie auf die Brust setzte, und mit drohender Stimme sagte:

„Sprecht, Schurke! weshalb beobachtet Ihr mich?“

„Laßt mich erst aufstehen, Mr. Hope! Ihr werdet mich noch umbringen, und dazu habe ich doch den Weg zu Euch nicht gemacht. Laßt mich aufstehen, sage ich Euch!“

„Ihr seid's, Job Fritton? Wer aber in aller Welt hat Euch beauftragt, hier in meiner Nähe zu spioniren?“ fragte der überraschte junge Mann, den einstigen Jäger von Garrißford in die Höhe ziehend.

„Niemand!“ entgegnete dieser mit mürrischer Stimme.

„Ihr habt vor einer halben Stunde in mein Fenster geblickt!“

„Das muß ein Anderer gethan haben.“

„Was aber wollt Ihr hier?“

„Erst laßt mich los, denn Ihr habt kein Recht, die Leute niederzurennen und dann am Kragen zu packen!“ entgegnete heftig Job Fritton.

Archibald Hope kam dieser Aufforderung nach und wiederholte sogleich seine Frage:

„Erklärt mir jetzt, was Euch hierher geführt, und weshalb Ihr mich in meinem Zimmer beobachtet habt?“

„Das habe ich nicht gethan! Ich kam mit einem Auftrage dort aus dem großen Hause hierher, und wollte nur sehen, ob Ihr anwesend wäret, als Ihr auf mich los-spranget und zu Boden warfet — —“

„Jetzt glaube ich selbst nicht, daß Ihr vor einer halben Stunde schon hier gewesen seid,“ erwiderte Archibald nachdenklich.

„Das hättet Ihr leicht eher einsehen können,“ sagte Job, bemüht, seinen Anzug nach dem unerwarteten Sturz zu säubern.

Archibald Hope beachtete diese Worte nicht, sondern fragte:

„Was wollt Ihr von mir?“

Der alte Diener, welcher sich abermals von einem Hope gemißhandelt glaubte, entgegnete so unfreundlich wie möglich:

„Ich nicht — Sir William braucht Euch.“

„Braucht mich? lautet so sein Auftrag?“

„Soviel ich mich erinnern kann, ja!“

„Habt Ihr mir keinen Brief gebracht?“

„Nein, das habe ich nicht!“

„Hat er nicht gesagt, weshalb er mich braucht? solltet Ihr mir nichts mehr bestellen?“

„Wogu er Euch gebraucht, wird er Euch wohl selbst sagen, das Uebrige aber muß ich vergessen haben!“ grollte Job Tritton.

„So sagt Sir William, er solle mir eine deutlichere Botschaft durch einen höflicheren Diener, als Ihr seid, senden!“

Mit diesen Worten schritt Archibald Hope dem Wirthschaftshause zu. Als er in demselben verschwunden, denn so lange hatte Job ihm ganz verbucht nachgesehen, begann dieser über die Antwort nachzudenken, die er zurückbringen sollte. Es herrschte in Aver Court große Besorgniß, er hatte Sir William noch nie wie heute gesehen; dazu wollte er sogleich mit Archibald Hope sprechen, dem er, wie er sich sagen mußte, die Botschaft nicht dem Wortlaut nach ausgerichtet hatte — also war mit Sicherheit anzunehmen, daß er denselben Weg noch einmal machen mußte, und doch sehnte er sich nach der Anstrengung dieses Tages nach Hause zurück. Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, dies sah er zähneknirschend und mit einem Fluch auf den Lippen ein, als einen zweiten Versuch zu machen, Mr. Hope zu sprechen, allein — dies sollte ihm eine Art Genugthuung sein — er wollte abermals an's Fenster gehen und nicht erst das Haus deshalb betreten.

Zögernd führte der wunderliche alte Mann diesen Vorsatz aus, und kaum saß Archibald an seinem Schreibtisch, als er auch schon Job's Stimme vernahm:

„Mr. Hope, Sir William läßt Euch sagen, er möchte Euch gern gleich sehen; er ist in großer Sorge und Bekümmerniß.“

„Weshalb aber sagtet Ihr mir das nicht gleich?“ fragte der junge Mann, sich dem Sprecher zuwendend.

„Ihr waret gleich fort und ließet mir kaum Zeit zum Reden,“ entgegnete Job abermals mürrisch und grollend. „Er hat einen Brief erhalten, und der ist an Allen schuld.“

„Er schickt deswegen zu mir?“ dachte Archibald. „Glaubt er vielleicht, daß ich darum weiß? — Aber Maurice! — vielleicht betrifft er ihn!“

Jetzt hatte er keine Ruhe mehr; er sprang auf, ergriff Hut und Stock und verließ das Haus, dem Wirth, den er traf, den Bescheid zurücklassend, daß er nach Aver Court gehe, und er jeden Boten, der käme, dorthin senden möge, sowie ihm gleich Nachricht zu geben, im Fall sein Bruder zurückkehre. Auch fügte er hinzu, daß er erst spät, wahrscheinlich die Nacht gar nicht heimkehren werde.

Job Tritton, der diesen Auftrag angehört, brach inmitten desselben in ein kurzes höhnisches Lachen aus, daß Archibald ihn überrascht fragte:

„Was habt Ihr, Job? Worüber lacht Ihr?“

„Ueber meine eigenen Gedanken, nicht über die Euren, Mr. Hope!“

Nach diesen Worten trat er den Rückweg nach dem Herrenhause an, ohne sich nach dem jungen Manne umzusehen, den zu holen und mitzubringen ihm so große Anstrengung und Ueberwindung gekostet hatte.

Dieser folgte ihm, und als er ihn erreicht, ging er eine Weile schweigend neben ihm her. Die Erlebnisse der letzten halben Stunde noch einmal überdenkend, sah er jetzt ein, daß er Job Unrecht gethan und ihn übel behandelt hatte, denn es ward ihm immer klarer, nicht sein, sondern ein ganz anderes, viel jüngeres Gesicht an der Fensterscheibe gesehen zu haben. Uebrigens war er jetzt fast geneigt, über seine

Aufregung zu lachen; denn wer in Carrisford konnte ein besonderes Interesse daran haben, sein Thun und Treiben am Abend in seinem Zimmer, in dem er beim Arbeiten nie die Vorhänge niederließ, zu beobachten? Er beschloß daher, die Sache als den Scherz eines Spaßvogels anzusehen und vorerst den Versuch zu machen, seinen närrischen Gefährten zu versöhnen, zu welchem Zwecke er eine Guinee aus der Tasche nahm und, sie ihm hinhaltend, sprach:

„Job, ich sehe ein, daß ich diesen Abend zu hastig und unüberlegt gehandelt habe. Wollt Ihr diese Kleinigkeit von mir annehmen, und unsern wenig angenehmen Zusammenstoß vergessen?“

Job, der, wie wir wissen, das Geld liebte, streckte seine Hand darnach aus und nahm es in Empfang. Im nächsten Augenblick jedoch hielt er es dem jungen Manne wieder hin und sagte:

„Nein, ich will es doch nicht von Euch annehmen.“

„Nehmt es nicht so genau mit meiner Festigkeit, Job,“ entgegnete Archibald. „Ich hatte mir einmal eingebildet, ich würde beobachtet, und wollte natürlich den Spion entdecken. Euch nicht gleich erkennend, mußtet Ihr darunter leiden!“

„Dennoch will ich das Goldstück nicht,“ wiederholte der alte Diener, dasselbe in der offenen Hand haltend. „Es ist zu unnatürlich, daß ich von einem Hope Geld empfangen, obgleich ich das von Euerem Bruder behalten habe. Ich habe schon Stöße, Beleidigungen, sogar eine Kugel von Eurer Familie hingenommen, es wäre mir aber ganz etwas Neues —“

„Auch wir leben in der neuen Zeit, in der wir den alten Groll vergessen, Job. Weiset deshalb auch meine Gabe nicht zurück.“

„Ihr mögt recht haben,“ entgegnete plötzlich der alte Mann, die Guinee schnell einsteckend. „Es ist im Grunde auch gleichgiltig, woher wir das Geld haben, Hauptsache bleibt immer, daß wir es besitzen.“

„So denkt die Welt im Allgemeinen, Job! Und auch weisere Menschen noch als Ihr handeln demgemäß! Doch laßt mich auf eine Bemerkung von Euch zurückkommen, die Ihr soeben machtet und welche meinen Bruder betraf. Ihr waret es, wie Sir William mir gestern Abend sagte, der die Sache gegen ihn zum Äußersten trieb.“

„Natürlich, da er auf mich angelegt hatte!“

„Die Flinte ging im Handgemenge los, Job, weiter war das Ganze nach meiner Ueberzeugung nichts.“

„So dachte auch Sir William,“ entgegnete Job zornig, „doch ich ließ mich nicht irre machen. Ich hatte ihm lange schon meinen Haß zugeworfen, denn ich —“

„Aber da thatet Ihr Unrecht, Job! Mein Vater lebte in stetem Hader mit Eurem Herrn, er hat Euch jedoch nie als unsern Feind bezeichnet.“

Sie hatten jetzt die eigene Einfriedigung, dem Garten des Verwalters gegenüber, erreicht, die Job mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, öffnete. Sie trafen hier auf einen großen, breitschulterigen Mann, der ihre Annäherung nicht bemerkt haben mußte, und ein Begegnen mit ihnen vermeiden zu wollen schien, denn sobald er ihrer ansichtig wurde, trat er zur Seite in's Gebüsch.

„Wer ist das?“ fragte Archibald Hope.

„Einer der Diener,“ antwortete Job und fügte hinzu: „Guten Abend, Miles!“

„Guten Abend, Job!“ entgegnete eine tiefe Stimme, worauf der Mann dem Park zuschritt.

Der jüngere Mann blickte ihm argwöhnisch nach; er hatte im Vorbeigehen das Gesicht desselben betrachtet, und nach seiner Meinung war es genau das, welches er an seinem Fenster gesehen, von dunkler Hautfarbe und mit starkem Schnurr- und Backenbart versehen.

„War der Mann einer der Diener, Job?“ fragte er dann nochmals.

„Ja,“ lautete die kurze Antwort.

Nicht zufrieden mit derselben, fuhr Archibald Hope fort:

„Ich habe ihn schon früher gesehen. Sonderbar, daß er gerade um diese Zeit sich hier aufhält!“

Entweder hatte Job keine Erwiderung auf diese Bemerkung, oder er wollte dieselbe nicht aussprechen, jedenfalls aber schwieg er und sein Begleiter dachte: „Hoffentlich steht dieser Mann Sir William's Sorge und Bekümmerniß fern. Ich aber habe mir sein Gesicht wohl gemerkt und werde es zu jeder Zeit wieder erkennen.“

Und nochmals blickte er dem angeblichen Diener nach, der tiefer in das Holz hineingegangen war.

Neunzehntes Kapitel.

Archibald Hope tritt als Tröster auf.

Schweigend schritten die beiden so sehr verschiedenen Gefährten jetzt Auer Court zu. Archibald Hope hätte gar zu gern noch ein Verhör angestellt, allein bei einiger Ueberlegung fand er es gerathen, dies für jetzt zu unterlassen. Der Park von Carrisford konnte möglicherweise noch ein zweites Geheimniß bergen, vielleicht gar mit dem ersten, welches so viel Leid über Auer Court gebracht, in Zusammenhang stehen, und es mochte klug gehandelt sein, den wunderlichen Alten an seiner Seite in Sicherheit zu wiegen, gegen den er sich des Argwohn's dennoch nicht enthalten konnte. Offenbar hatte der Anblick des Fremden, den er als einen Diener bezeichnet, ihn in Verlegenheit gesetzt, und er beschloß daher, ihn so viel er konnte zu beobachten.

Sich dem alten Herrenhause nähernd, fiel ihm unwillkürlich ein, wie wenig er am vergangenen Abend erwartet, dasselbe je wieder zu betreten, da er und Sir William fast als Feinde geschieden. Dieser aber mußte in Bezug auf ihn schnell seine Meinung geändert haben, denn kaum hatte er die Vorhalle betreten, so ward er auch schon von einem Diener in das Bibliothekzimmer geführt, wo der Greis ihn am verflossenen Abend so scharf getadelt hatte, und jetzt seiner sehnstüchtig harrete.

„Guten Abend, Sir William!“ sprach der junge Mann, auf den ersten Blick die traurige Veränderung in den Zügen des Baronets gewahrend.

„Guten Abend, Mr. Hope! Doch bitte, nehmen Sie hier neben mir Platz. Ich ließ Sie so spät noch zu mir bitten —“

„Sie haben doch keine schlimmen Nachrichten erhalten?“

„So wissen Sie noch nichts? Spricht nicht schon das ganze Dorf davon?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen —?“

„Sie sind den ganzen Tag beschäftigt gewesen, und müßige Schwärmer haben daher wohl ihren Weg nicht zu Ihnen gefunden! Wollen Sie jetzt mir wohl einige Fragen aufrichtig beantworten?“

„So viel ich kann, gewiß, Sir William!“

„Ich glaube, ich darf Ihnen vertrauen, Mr. Hope, jetzt, wo mir das Vertrauen zu den Menschen fast geraubt ist! — Wundern Sie sich nicht, daß ich mich an Sie wende und um Ihren Rath bitte, den ich stets als meinen Feind angesehen.“

„Weshalb meinen Rath, Sir William? Kann nicht Mr. Prayse —“

„Nein! Außer Ihnen kann mir Niemand jetzt helfen und rathen. Hat nicht Ihr Bruder Sie gestern Abend plötzlich verlassen?“

„Ja, Mr. Prayse wird Ihnen dies mitgetheilt haben. Sie haben gewiß etwas von ihm erfahren, Sir William, und mich deshalb zu sich rufen lassen. Ich bitte Sie dringend, mir auch das Schlimmste nicht vorzuenthalten!“

„Die Nachrichten, welche ich erhalten, betreffen mich ganz allein, Mr. Hope, leider besitze ich aber nicht Ihre Kraft, Sie zu ertragen.“

„Fahren Sie fort, Sir!“

„Ihr Bruder hat Sie gestern Abend unerwartet verlassen. Hatte er seine Vorbereitungen zur Abreise bereits getroffen, bevor er Sie hierher begleitete?“

„Ja, er hatte, wie ich später erfuhr, sein Gepäck schon am Nachmittag vorausgeschickt. Doch wozu diese Fragen, Sir William?“

„Mich von meinen quälenden Gedanken zu befreien, oder eine traurige Geschichte zu bestätigen, die ich mir heute unter den Buchen dort ausgedacht. Also, Mr. Hope, sagen Sie mir aufrichtig, war Ihr Bruder bereits früher mit meiner Enkelin bekannt, oder sah er sie gestern hier in Auer Court zum ersten Mal, denn auch sie hat gestern Abend dies Haus verlassen!“

„Verlassen?“ wiederholte überrascht der junge Mann, „und ist nicht wieder zurückgekehrt?“

„Bis jetzt noch nicht!“

„Und Sie ahnen den Grund ihres Verschwindens nicht? Hat sie keinen Brief zurückgelassen?“

„Ja, diese wenigen Zeilen, die mir jedoch nichts erklären,“ und bei diesen Worten schob der Baronet seinem Gefährten verächtlich den Brief hin, dessen kurzer mit Bleistift geschriebener Inhalt folgendermaßen lautete:

„Donnerstag Morgen.

Denke, wie Du mir gestern Abend versprochen, theurer Großvater, nur das Beste von mir, bis wir uns wiedersehen, wenngleich ich Dich und Dein Haus heimlich verließ. Ich hoffe, daß ich bald zu Dir zurückkehren kann, wo Du Alles erfahren wirst; bis dahin aber laß meine Entfernung von Auer Court soviel wie möglich ein Geheimniß bleiben. Ich bin gesund, Gott segne Dich!

Elleg.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung.)

„Nun, er soll mir willkommen sein. Je mehr geschickte Agenten für uns thätig sind, desto zahlreichere Falsificate können wir unterbringen.“

„Beharren Sie noch immer auf der Absicht, die Platte zu den Hundertguldenscheinen zu vernichten?“

„Nein, ich habe eine andere Verwendung für sie.“

„Da bin ich neugierig.“

„Sie soll dazu dienen, die Polizei auf eine falsche Fährte zu lenken.“

„Wenn das möglich wäre!“

„Alles ist möglich. — Schani wird diesen Geniestreich ausführen.“

„In welcher Weise?“

„Das sollen Sie sofort erfahren. — Sie wissen, daß ich von meinen Freunden in der Aristokratie häufig zu Jagden eingeladen wurde. Bei einem solchen Anlasse zeigte mir ein alter Förster eine gut verborgene Höhle, die außer ihm nur sehr wenigen Personen bekannt ist. Sie liegt in der Nähe des Anninger mitten im Unterholz. Man gelangt zu ihr erst dann, nachdem man sich gewaltsam einen Weg durch dichtverschlungene Aeste, Farrenkräuter, Disteln und Brombeerhecken gebahnt hat. Rings herum liegen mächtige Felsblöcke, die vielleicht ein Wolkenbruch vom Anninger losgelöst hat. Einer derselben verdeckt die Oeffnung zur Höhle fast ganz. Es sind mindestens zwei Männer erforderlich, wenn er von der Stelle gerückt werden soll. Ist das geschehen, dann hat man eine Oeffnung vor sich, die gerade groß genug ist, um einem erwachsenen Menschen das Durchkriechen zu gestatten. Die Höhle selbst ist nur klein, kaum so umfangreich wie dieses Zimmer, doch würde sie sich wegen ihrer einsamen Lage recht gut zum Schlupfwinkel für Leute, die der Polizei möglichst weit aus dem Wege gehen wollen, eignen. In diese Höhle werden wir einen Theil unsrer Werkzeuge, dann die Platten zu den Hundert- und Zehnguldennoten hineinschaffen.“

„Auch diese? Sie ist ja tabellos.“

„Allerdings, doch haben wir genug Falsificate von dieser Geldsorte vorrätig. Mich leitet auch noch ein triftiger Grund. Wenn wir nämlich von einer Gattung gar zu viele Falsificate in den Verkehr bringen, dann werden die Leute ängstlich und übertrieben vorsichtig, und in diesem Falle haben unsere Agenten nicht nur unendlich mehr Mühe, die Falsificate abzusetzen, sondern sie laufen auch weit leichter Gefahr, entdeckt zu werden, als dann, wenn die falschen Noten nur sporadisch erscheinen. Uebrigens haben wir fortan mit der Herstellung der Fünzigernoten übergenug zu thun.“

„Sind schon einige gedruckt?“

„Einige wenige; kommen Sie mit nach unten?“

„Ich bin nur deshalb hergekommen, weil die Neugierde mich antrieb.“

„Kommen Sie also.“

Beide traten an den Kamin, der innerhalb der sehr

hohen Brandmauer angebracht war. Silbernagel hatte in allen jenen Zimmern, die er an vornehme Weltausstellungsbesucher vermieteten gewollt, französische Kamine anbringen lassen, weil er sich eingebildet hatte, daß dieselben ein besserer Zimmerschmuck wären, als Defen. Sie sahen auch ganz stattlich aus, da sie rings von geschliffenen Marmorkanten und allerlei Stuccatur umgeben waren. Mit dem Kamin in diesem Zimmer hatte es eine eigene Bewandniß. Als nämlich Radwicz, der, wie wir nun wohl verrathen können, ein ebenso geschickter Hochstapler wie Graveur, Namens Raschke, war, sich aus seiner Heimath Berlin flüchtete, weil er dort verschiedene gesetzwidrige Streiche verübt hatte, begab er sich nach Wien, dem damaligen Mekka aller Gauner der civilisirten Welt. Er nahm Quartier bei Silbernagel, weil er hoffen durfte, daß er dort mit keinem seiner Berliner Bekannten zusammentreffen würde, und schritt sofort an die Verwirklichung eines lange gehegten Planes, die Etablierung einer Werkstätte zur Fälschung von Banknoten. Der „wilde Bär“ erschien ihm für diesen Zweck vorzüglich geeignet und daß er der Mithilfe des Wirths sicher sein könnte, hatte er bald erforscht. Silbernagel ließ sich auch sehr willig auf Unterstützung des Projectes ein, ja er entwickelte bei dessen Realisirung sogar einen weit glühenderen Eifer, als Raschke. Dieser fertigte nun zunächst eine Platte zur Herstellung von Fünfguldenscheinen an und sein Werk gelang so meisterhaft, daß sich auch nicht der mindeste Unterschied zwischen den echten Noten und den Falsificaten entdecken ließ. Jetzt warben die Weiden Verbündete und trafen Einrichtungen, die ihre Entdeckung durch die Polizei bei einer etwaigen Hausdurchsuchung als undenkbar erscheinen ließen. Darauf wurde eine Handpresse nebst den sonstigen unentbehrlichen Utensilien angeschafft und nun der Druck der Falsificate schwunghaft betrieben.

Selbstverständlich verging eine geraume Zeit — fast ein halbes Jahr — ehe die ersten Falsificate ausgegeben werden konnten, und bis zu diesem Zeitpunkt mochte Raschke nicht in den bescheidenen Lebensverhältnissen eines armen Teufels leben, er sehnte sich vielmehr danach, die Laufbahn eines Hochstaplers, die er mit so glänzendem Erfolge begonnen, fortzusetzen. Mit dem Beistande einiger gleichgesinnter edler Seelen, insbesondere eines heruntergekommenen Abtigen, Baron Feldberg, der es für gut befunden hatte, seine Schwindeleien unter den Namen Graf Vallerstädt, Graf Lindenström durchzuführen, erwirkte er sich unschwer Zutritt zu den besten Kreisen und bediente sich nun aller jener Errungenschaften, die ein Hochstapler anwendet, um sich eines möglichst prunkvollen Daseins zu erfreuen: Falsch- und Hazardspiel, schwindelhafte Anleihen, Betrügen von Fremden u. dgl. Es muß noch erwähnt werden, daß Raschke, um die Polizei irre zu führen, schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Rußdorf wieder abreiste, aber bei Nacht und Nebel zurückkehrte und seitdem unangemeldet im wilden Dären lebte.

Als Silbernagel sein Verlangen, die neu hergestellte Platte zu besichtigen, kundgegeben hatte, traten die Beiden an den Ramin und Raschke griff in denselben. Unmittelbar darauf hob sich die untere Granitplatte, welche den Feuerungsboden bildete, empor, drehte sich nach oben und lehnte sich senkrecht dicht an die Rückwand des Ramins. Eine Oeffnung, eben groß genug, daß der dicke Wirth sich durchzuzwängen vermochte, ward sichtbar und hatte zur Fortsetzung eine kreisrunde Röhre, in welche eine Leiter und ein Strick hinabhingen. Raschke bestieg zuerst die Leiter, die aus starkem Material angefertigt war und durch eiserne Klammern so straff gehalten wurde, daß sie nicht schwankte. Silbernagel folgte schnaufend, stieg einige Stufen abwärts und drückte dann einen dort befindlichen Knopf in die Mauer. Alsobald fiel nicht nur die Granitplatte in ihre ursprüngliche Lage zurück, sondern es senkte sich auch vor die ganze Oeffnung des Ramins eine eiserne Platte herab, sodas eine etwaige Verfolgung Seitens der Polizei wenigstens nicht vor Ablauf einer halben Stunde möglich gewesen wäre. — Nicht bedurften die beiden Männer nicht, da sie diesen Weg ja schon hundert Mal zurückgelegt hatten. Es muß zur Vermeidung von Irrthümern gleich erwähnt werden, daß der Schacht mit der Leiter sich nicht innerhalb des Rauchgangs befand, sondern unmittelbar neben demselben.

Nach Verlauf einiger Minuten gelangten die Kletternden wieder auf festen Boden und gingen dann in gebückter Stellung einen Gang entlang, der an mehreren Stellen durch mechanische Vorrichtungen geschlossen werden konnte. Endlich standen sie vor einer Mauer still. Raschke brückte auf eine Feder und eine Oeffnung ward frei, durch welche man nur kriechend gelangen konnte. Man kam dann in ein kreisrundes, sehr niedriges und nicht besonders geräumiges Gemach, in welchem zur Zeit fünf Personen mit der Herstellung der Falsificate beschäftigt waren. Zunächst finden wir da zwei alte Bekannte wieder, nämlich den Fremdenführer Lämmert, welcher so spurlos verschwunden war, daß die Polizei ihn nicht hatte auffinden können, und den Grafen Vallerstädt. Diesem war seit jenem Maskenballe in den Dianafälen, wo sein Berufsgenosse Raschke nur mit genauester Noth der Polizei entschlüpft war, so angst und bange geworden, daß er auf der Stelle seine fahrende Habe hatte packen und in die weite Welt ziehen wollen. Dem Zureden Raschke's und Silbernagels, die nur ungern einen ihrer verwendbarsten Mitthelfer verloren haben würden, war es gelungen, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, doch hatte er einen so gewaltigen Respect vor der Polizei bekommen, daß er nicht mehr wagte, sich öffentlich zu zeigen. Silbernagel hatte ihm deshalb eine Freistatt im wilden Bären gewähren müssen. Die andern Drei gehörten der gemeinsten Art der Gaunerwelt an.

Es waren bereits mehrere Fünzigguldennoten fertig, doch ging der Druck äußerst langsam von Statten, da man jeder einzelnen Banknote die weitgehendste Sorgfalt widmete, weil man Falsificate herstellen wollte, die sich in keiner Hinsicht von den echten unterschieden. Dieses Vorhaben verwirklichte sich auch in zufriedenstellendster Weise. Silbernagel und Raschke prüften gemeinsam mit dem bloßen Auge wie mittelst einer Loupe die bereits fertigen Falsificate und verglichen jedes einzelne mit einer echten Note, — es war keine Differenz zu entdecken. Nach einigen Stunden erst ließen sie erschöpft von der mühsamen Controle ab und Silbernagel gab seiner Freude über die vorzügliche Aehnlichkeit dieser

Scheine Ausdruck. Darauf verabschiedete der Wirth sich. Er ging auf demselben Wege zurück, den er gekommen war, doch stieg er nicht die Leiter hinan. Es führte noch ein anderer und bequemerer Weg zur Oberwelt. Unter der Leiter zweigte sich ein kurzer Gang vom Hauptgange ab und mündete in einen Keller, in welchem Silbernagel seine Holzvorräthe liegen hatte. Selbstverständlich war auch hier die Oeffnung nur mittelst einer Spirale freizulegen.

XI.

An dem Abend des zweiten Tages kehrte Ankerberg in noch trüberer Stimmung heim, als am vorhergegangenen. Seine Bemühung um eine Beschäftigung war, wie er dem Bärenwirth klagte, abermals erfolglos geblieben. Auch sei gar keine Aussicht vorhanden, daß es ihm je besser ergehen könne. Seine schäbige, halb zerlumpte Kleidung würde Jedem, den er um Arbeit anginge, Bedenken vor seiner Rechtfertigung einflößen.

„Die Welt ist nun einmal so nährisch, daß sie einen ehrlichen Menschen bloß darum für einen Lumpen oder Gauner hält, weil er einen zerrissenen Kittel trägt, während sie vor dem feingekleideten Gauner in tiefster Ehrfurcht schmerzwelt,“ schloß er seine Mittheilung, und Silbernagel hatte gegen diese zwar trübe, aber trotzdem nur zu wahre Moralphilosophie Nichts einzumenden. Er freute sich übrigens nicht wenig über die Entmuthigung Ankerbergs.

„Wenn es ihm noch an drei oder vier Tagen ebenso ergeht, wie heute und gestern,“ calculirte er, „dann ist er müde und zu Allem fähig. Dieser Ankerberg gehört zu jenen Praktischen, die, wenn ihnen das Messer an der Kehle sitzt, nicht etwa hingehen und sich selbst das Lebenslicht ausblasen, sondern lieber versuchen, sich an der Welt, die sie unbarmherzig zurückstößt, zu rächen und mit Gewalt sich die Mittel zur Fortsetzung des Daseins zu verschaffen, die man ihnen schenke verweigert hat.“

Er gab sich heute keine Mühe, den Trostlosen zu ermuntern, weil er die Meinung hegte, daß Ankerberg um so eher kirre werden müßte, je düsterer seine Stimmung wäre. Und er wünschte lebhaft, daß dieser Zeitpunkt recht bald herankommen möchte. Baron Feldberg, alias Graf Vallerstädt, wollte sich durchaus nicht länger an der Banknotenfälschung theilhaben; noch gestern Abend hatte er mit aller Entschiedenheit erklärt, daß er nur wenige Tage noch in Wien bleiben würde. Man mußte deshalb für die Aquirirung eines Ersatzmannes sorgen, wenn nicht die Herstellung der Falsificate in's Stocken gerathen sollte, und Ankerberg erschien dem Wirth als vorzüglich geeignet, Feldbergs Stelle einzunehmen.

Ankerberg ergötzte an diesem Abend die Gäste des Bären nicht. Er trank einige Seidel Wein, um, wie er sagte, sein Leid für einige Stunden im Letho zu vertrinken, und ging dann mit wankenden Schritten nach oben. Dort wurde der scheinbar Betrunkene plötzlich nüchtern. Wie gestern lauschte er angestrengt und athmete hoch auf, als endlich der letzte Gast das Wirthshaus verlassen — er hatte nun die Gewißheit, daß ihm auch heute kein Schlafgenosse beiseite werden würde.

Wohl zwei Stunden blieb er noch im Zimmer, und erst als sich während dieses ganzen Zeitraumes Nichts im Hause geregt hatte, wagte er sich hinaus. Zunächst versuchte er die Thüre zu dem mysteriösen Schlafzimmer zu öffnen. Der gut-

geöfnete Nachschlüssel paßte und schloß vortrefflich, trotzdem jedoch vermochte der Detektive die Thür nicht aufzumachen, — offenbar war sie von innen verriegelt. So sehr ihn dieser Umstand verdroß, war ihm doch dessen Auffindung willkommen, weil er dadurch die Ueberzeugung gewann, daß das Eckzimmer bewohnt sein müsse. Die beiden anderen auf dem rechtsseitigen Corridor ausmündenden Thüren ließen sich leicht öffnen, doch genügte ein Blick in jedes Zimmer, um dem Beamten die Gewißheit zu verschaffen, daß diese Räumlichkeiten unbenutzt wären. Nachdem er sich noch davon überführt hatte, daß die Mauer desjenigen Gemachs, welches an das Eckzimmer grenzte, solid und, wie es schien, sehr dick war, wandte er sich zur Bodenthür. Auch diese ließ sich leicht öffnen. Der Detektive verschloß sie von innen wieder, zog dann eine Blendlaterne, die er aus seiner Wohnung mitgebracht hatte, aus der Tasche und huschte die Treppe hinauf. Er gelangte in einen ziemlich großen Raum, der offenbar nur höchst selten benutzt wurde. Alte Möbel, Fässer und sonstiges Gerümpel stand und lag überall umher, so daß der Detektive äußerst behutsam sein mußte, um nicht zu fallen oder mit dem Fuße gegen etwas zu stoßen. Trotzdem der ganze Raum gar nichts von Interesse für ihn zu haben schien, untersuchte er ihn dennoch genau. Eine halbe Stunde etwa mochte er dort zugebracht haben, da kam es ihm so vor, als wenn innerhalb der Mauer, vielleicht im Rauchfang, ein Geräusch sich entwickle. Da er schon längst vermuthete, daß ein geheimer Zugang zum Eckzimmer vorhanden sein mußte, so überraschte ihn diese Wahrnehmung nicht. So schnell, als er über das Rumpelwerk hinwegzukommen vermochte, ohne Geräusch zu verursachen, eilte er nach dem Schornstein und drückte das Ohr an die Mauer. Er vernahm nun nicht allein, daß zwei Männer eine Leiter hinaufstiegen und mitsammen sprachen, sondern er verstand sogar deutlich die einzelnen Worte. Zunächst hörte er eine ihm unbekannte Stimme sagen:

„Wenn Unterkberg wirklich so verwendbar sein sollte, wie Sie meinen, dann wollen wir ihn so bald als möglich gewinnen, aber doch nicht früher, bevor wir ihn einige Zeit hindurch haben bewachen lassen.“

„Halten Sie das für unumgänglich nothwendig?“ fragte der Zweite, den er aus der Stimme als den Bärenwirth erkannte. „Die Schiffer, welche ihn brachten, versicherten mir, er käme aus Deutschland, und auf die Angaben dieser Leute glaube ich mich verlassen zu können.“

„Trotzdem wollen wir ihn controliren lassen; das schadet ja weder uns noch ihm.“

Unmittelbar darauf verstummte das Geräusch; die beiden Gauner mußten demnach im Eckzimmer angelangt sein. Unterkberg verfügte sich nun schleunigst hinab, schloß die Bodenthür und eilte in sein Schlafzimmer, weil er fürchtete, daß der Wirth, wie gestern, sich davon überzeugen würde, ob er im Bett sei. Doch geschah das nicht. Silbernagel verließ nach einer Stunde das Eckzimmer und schlich sich sofort nach unten.

Der Detektive wartete noch kurze Zeit und zog die Schlußfolgerungen, welche aus den wichtigen Entdeckungen sich ergaben. Daß zwischen dem Eckzimmer und einem anderen Theile des Hauses (wahrscheinlich den Kellern) eine geheime Verbindung bestehe, konnte er nun als ganz unzweifelhaft annehmen, ebenso, daß das Zimmer von einem Individuum bewohnt sei, welches der Polizei nicht gemeldet war. Daraus folgte, daß dieser Unbekannte und der

Bärenwirth ein Metter betrieben, welches ungesetzlich war, und wenn er alle bisherigen Ergebnisse seiner Nachforschungen zusammenfaßte, so resultirte aus ihnen mit ziemlicher Bestimmtheit, daß im „wilden Bären“ selbst die Werkstätte der Banknotenfälscher sich befinden müsse. An das Factum, daß ein geheimer Gang vorhanden sei, knüpften sich nothwendiger Weise noch andere Voraussetzungen. Ein geheimer Gang konnte wohl nur zu einem geheimen Raume führen. Der Detektive durfte deshalb fast als sicher annehmen, daß die Werkstätte sich nicht in einem der gewöhnlichen Keller des Bären befände, sondern in einem Locale, welches die Gauner erst hergerichtet hatten. Er konnte ferner als gewiß voraussetzen, daß die Leiter, auf welcher man in das Eckzimmer hinaufstieg, nicht innerhalb des Rauchfangs stehen konnte, weil dann der Rauchfanglehrer das Geheimniß hätte entdecken können, sie mußte vielmehr, wie der Umstand, daß er die Stimmen deutlich vernommen hatte, indem er den Kopf an die Esse lehnte, bewies, ganz in der Nähe des Rauchfangs innerhalb der Mauer angebracht sein. Höchst wahrscheinlich war es, daß der Ausgangspunkt des geheimen Ganges sich im Ramine befände, weil dieses sich am leichtesten zu derartigen Einrichtungen benutzen ließ, ohne daß ein äußerliches Merkmal, ein kleiner Riß und dergleichen das Vorhandensein einer geheimen Thür verrieth.

Ueber das Verfahren, welches er in Zukunft einzuschlagen hätte, war der Detektive bald mit sich einig. Er hatte ursprünglich nicht im Sinne gehabt, sich der Bande anzuschließen, vielmehr wollte er sich nur einige Wochen im wilden Bären aufhalten, um dessen Geheimnisse zu ergründen und dann die Fälscher festzunehmen. Doch nun entschloß er sich anders. Da die beiden Hauptpersonen der Bande geneigt waren, ihn anzumerben, so wäre es thöricht gewesen, der Bande nicht beizutreten. Als Mitglied der sauberen Sippe konnte er seine Zwecke weit ungenirt verfolgen und das Ziel, welches er sich selbst gesteckt hatte, ungleich leichter erreichen, als wenn er, nie sicher vor einer Entdeckung, die Nachforschungen in der bisherigen Weise weiter fortsetzen würde.

Seinem Entschlusse gemäß handelte er auch fortan. Da er wußte, daß die Fälscher ihn überwachen würden, bevor sie ihn in ihre Gesellschaft aufnahmen, so ging er nicht mehr in seine Wohnung oder in das Polizeipräsidium, jedoch erstattete er dem Ober-Inspector Stehling kurze, schriftliche Berichte über die Ergebnisse seiner Nachforschungen. Er begab sich in den nächsten Tagen an jedem Morgen direct vom wilden Bären in die Schülerstraße. Dort pflegten sich die meisten Beschäftigungslosen der unteren Bevölkerungsschichte einzufinden und zwar aus folgendem Grunde: In der Schülerstraße befinden sich die Expeditionen aller sogenannten „kleinen“ (Volks-) Blätter. Diese haben auf ihren letzten Seiten einen „Collectiv-Anzeiger“, in welchem Annoncen bis zu vier biminutiven Zeilen zum Insertionspreise von 10—20 Kreuzern aufgenommen werden. Die größeren Inserate werden nach einem sehr hohen Tarif berechnet, können also nur von verhältnißmäßig Wenigen gebraucht werden. Der „kleine Mann“ benützt selbstredend ausschließlich den „Collectiv-Anzeiger“, in dem Falle, wenn er seine Dienste anbietet. Ebenso benützen alle Arbeitgeber den billigen Collectiv-Anzeiger, wenn sie Arbeiter suchen. Da es nun in Wien unter den Subsistenzlosen sehr viele Personen giebt, deren Mittel nicht hinreichen für den täglichen Ankauf eines Blattes, so haben die

Vollsblätter ausnahmslos die humane Einrichtung getroffen, daß die Inseratenseiten jeder Nummer alsbald nach dem Erscheinen des Journals vor den Expeditionen an Tafeln ausgehängt werden. Vor jedem dieser Locale staut sich in den ersten Morgenstunden eine aus Männern und Frauen bestehende Menge, die nicht selten nach Hunderten zählt und oft genug die Straße derartig anfüllt, daß ein Wagen nur mühsam vorwärts kommen kann. Jeder dieser Aermsten sucht sich möglichst weit nach vorn zu schieben, um die Annoncen lesen zu können, sodas zuweilen ein ganz fürchterliches Gedränge entsteht. Viele Derjenigen, welche Beschäftigung suchen, harren vor der Stelle, wo die Tafeln ausgehängt werden, mitunter stundenlang, um unter den Ersten zu sein welche die Inserate lesen. Zuweilen ist Einer derselben so gutherzig, sämtliche den Arbeitsmarkt betreffenden Annoncen vorzulesen. — Jeder, der die Stellengesuche überflog und sich die ihm zusagenden Adressen notirt hat, rennt nun davon, als ob er von den Cumeniden getrieben würde, denn die Concurrenz ist ungeheuer und in den weitaus meisten Fällen bewahrheitet sich das Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“

In die Schülerstraße ging auch der Detektive an jedem Morgen, notirte sich einige Adressen und lief spornstreichs davon; trotz seiner Eile vergaß er jedoch nie, sich einige Duzend Mal nach dem Wege zu erkundigen, sodas Jemand, der ihm nachspionierte, wohl glauben mußte, er sei ganz fremd in Wien. Auch in drei oder vier Dienstvermittlungsbureaus sprach er ein und ließ sich gegen Erleg einer kleinen Tage für vacant werdende Plätze vormerken.

So trieb er es fünf Tage lang. An jedem Abend kehrte er in verzweiflungsvollerer Stimmung heim und am Abend des siebenten Tages seit seiner Einklehr in den wilden Bären erklärte er dem Wirth, daß es mit ihm „Rest“ sei.

„Ich kann mir das Zeugniß ausstellen, daß ich mich ernsthaft nach einer Beschäftigung umgesehen habe,“ klagte er. „Ich hätte eine noch so unangenehme und gering belohnte mit tausend Freuden angenommen, aber die Zeitverhältnisse sind zu schlecht. Nun ist meine Weisheit, mein Muth zu Ende und auch mein Geld. Da bleibt mir denn schlechterdings nichts Anderes übrig, als auch meinem Leben ein Ende zu machen. Es ist zu traurig. Ich wäre noch so gern einige Jahre auf der schönen Erde geblieben und hätt' mich des Daseins erfreut. Ich war so freudig bereit, mir eine wenn auch noch so bescheidene Existenz zu begründen und wieder ein ehrlicher Mensch zu werden —“

Er brach plötzlich mit meisterhaft gespielter Verwirrung, welche das Preisgeben eines ängstlich bewahrten Geheimnisses stets zur Folge hat, ab.

Silbernagel fixirte ihn scharf und sagte dann langsam und mit einem gewissen feierlichen Pathos:

„Sie sind also bereits von der Bahn des Rechts abgewichen?“

„Ich kann es nicht läugnen,“ meinte kleinlaut der Detektive. „Wenn man als blutjunger Bursche, der von Kraft und Gesundheit strotzt, plötzlich vor die härteste Noth gestellt wird, dann pflegt man von den beiden Rettungsmitteln, Selbstmord oder Verbrechen, in der Regel das letztere zu wählen. In dem Alter erscheint der freiwillige Tod gar zu schrecklich. Ist man aber erst ein einziges Mal innerhalb der

Gefängnißmauern als Häftling gewesen, dann bleibt man an das Verbrechen wie mit Ketten geschmiebet.“

„So also steht es mit Ihnen,“ meinte nun bedächtig der Bärenwirth. „Da haben Sie herzlich schlechte Aussichten, sich ehrlich durch die Welt schlagen zu können.“

Der Detektive ließ den Kopf hängen, ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Na, geben Sie sich nicht ganz der Verzweiflung hin,“ tröstete Silbernagel. „Wenn man erst den Muth verliert, dann ist Alles vorbei. — Und vielleicht kann ich Ihnen helfen. — Seien Sie froh, daß ein glücklicher Zufall Sie gerade in mein Haus geführt hat. Ich habe ein mitleidendes Herz und stoße mich nicht an Ihre Vergangenheit. Kommen Sie später, wenn die Meisten von den Gästen fortgegangen sind, in meine Wohnstube, da wollen wir zusammen überlegen, was sich für Sie thun läßt.“

Dieser freundlichen Einladung leistete der Detektive natürlich Folge und Silbernagel wußte ihm so geschickt und mit so glänzenden Farben das glänzende Loos, welches seiner als Mitglied der Fälscherbande wartete, auszumalen, daß, wenn Ankerberg wirklich der substanzlose, vor dem Selbstmorde stehende Hungerleider gewesen wäre, er vor wonnigem Entzücken hätte in Ekstase gerathen müssen. Es versteht sich von selbst, daß er nun den Enthusiasmusmirteln spielte und zwar in so geschickter Weise, daß der Bärenwirth an der Echtheit der ihm vorgegaukelten Affectation keinen Augenblick zweifelte. Ehe noch die Mitternachtsstunde herangekommen war, konnte Ankerberg sich als neuengagirtes Mitglied der Fälscher Sippe betrachten, denn daß der eigentliche Chef, dessen Zustimmung Silbernagel einholen zu müssen erklärte, ihn nicht zurückweisen würde, konnte er ja als zweifellos annehmen. Noch einen Schritt hatte er nun zu thun, und das heiß erstrebte Ziel war erreicht!

An den vorhergegangenen Tagen war er nicht im Stande gewesen, seine Nachforschungen fortzusetzen, weil sich in jeder Nacht „Bettgeher“ eingefunden hatten. Heute indeß blieb er wieder allein und diesen günstigen Umstand ließ er nicht unbenutzt. Da er die Entdeckung gemacht hatte, daß Silbernagel in jeder Nacht zwischen zwölf und eins den Fälschern einen Besuch abstattete, so trat er seine Visitationstour erst dann an, nachdem der Wirth sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte. Zunächst trieb ihn der Forschungsdrang nach dem Boden. Er hatte seit der wichtigen Entdeckung, welche er dort gemacht, reiflich nachgedacht und war zu dem Schlusse gekommen, daß der geheime Gang zwischen Keller und Schlafzimmer noch eine andere Mündung haben mußte, als den im Kamin. Denn der Chef der Fälscherbande, der zweifellos eine besonders reichliche Gabe von Verschlagenheit und Vorsicht sein eigen nennen konnte, mußte sich doch gesagt haben, daß eine Flucht aus dem Schlafzimmer, wie aus irgend einem anderen Zimmer des Gasthauses ganz unmöglich wäre, sobald die Polizei erst in das Gebäude gedrungen war. Maltenbergers Annahme, daß noch ein zweiter Ausgang des geheimen Ganges vorhanden sein mußte, stützte sich also auf Prämissen, die nicht aus der Luft gegriffen waren, wo dieser Ausgang sich jedoch befinden könne, darüber gerieth der kluge Agent in Zwiespalt mit sich selber.

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Kamin.

Eine fürchterliche Nacht.

In einiger Entfernung von den Baracken, welche den europäischen Soldaten in Ostindien angewiesen werden, giebt es gewöhnlich eine Anzahl abgesonderter kleiner Zellen, in die auf Befehl des kommandirenden Offiziers diejenigen Soldaten, welche sich Ungebührlichkeiten haben zu Schulden kommen lassen, auf längere oder kürzere Zeit eingesperrt werden. In eine dieser Zellen zu Madras wurde bei einer gewissen Gelegenheit der arme Jack Hall, ein Schottländer, gesperrt. Jack hatte sich betrunken, und da er in diesem Zustande gefunden wurde, als die Stunde des Exercirens schlug, verurtheilte man ihn zu achtstägiger einsamer Einsperrung.

Als er in der ersten Nacht auf seinem harten Lager ruhte und über die Ungebührlichkeit des Trinkens nachdachte, wurde er durch ein starkes Rauseln innerhalb der Baracke aufgeschreckt.

Zu spät fiel ihm ein, daß er vergessen habe, ein Luftloch zu verstopfen, das in gleicher Höhe mit dem Erdboden in der Baracke angebracht war. Ein schrecklicher Verdacht regte sich in ihm.

Regungslos blieb er liegen und vernahm nach wenigen Minuten ganz dicht bei sich wieder ein Rauseln, dem die kalte, schlüpfrige Berührung seines nackten Fußes durch eine Schlange folgte! Wer würde in einer solchen Lage nicht erschrocken sein und um Hilfe gerufen haben? Jack nicht; er lag still wie ein Stein und schwieg, da er wußte, daß sein Geschrei von der fernen Wache nicht gehört werden würde. Ferner wußte er, daß irgend eine Bewegung oder Berührung die Schlangen zum Bisse reizt, daß sie jedoch ohne diese Aufreizung nicht leicht verwunden; er lag deshalb fortwährend still und regungslos da, wie ein Baumstamm.

Unterdeß kroch sein schrecklicher Schlafgefährte, der, wie er fühlte, von besonderer Größe sein mußte, über seine Füße, Beine und oberen Körpertheile, zuletzt sogar über sein Gesicht. Nichts als die erstaunenswerthe Nervenkraft und das Bewußtsein, daß das geringste Zucken einer Muskel sein Todesurtheil unterschrieben haben würde, konnte den Soldaten in den Stand setzen, diese furchtbare Probe zu bestehen. Eine ganze Stunde lang kroch das Thier über Jack's Körper und Gesicht hin und her, gleichsam als wollte es sich überzeugen, daß es seinerseits von dem daliegenden Gegenstande Nichts zu fürchten habe; endlich wählte es sich einen Platz in der Nähe seines Kopfes und legte sich im Gefühl der Sicherheit zur Ruhe.

Aber die Prüfung des armen Soldaten war noch nicht überstanden. Bis das Tageslicht anbrach, blieb er regungslos in seiner Lage auf dem Rücken ausgestreckt, ohne daß er wagte, auch nur ein Glied zu rühren, um seinen gefährlichen Nachbar nicht zu stören. Wie vielleicht wurde von einem sterblichen Menschen der Anbruch des Tages ängstlicher herbeigesehnt, als von Jack. Als es endlich Licht wurde, blickte er sich vorsichtig um, erhob sich geräuschlos und bewegte sich nach einem Winkel seiner Zelle, wo ein ziemlich großer Stein lag. Er bemächtigte sich desselben und sah sich nun nach dem Reptil um. Da er dasselbe nicht erblicken konnte, so hielt er sich überzeugt, daß es unter sein Kopfkissen gekrochen sei. Einen Zipfel desselben hob er gerade hoch genug auf, um den Hals des Thieres erblicken zu können. Nun drückte er sein Knie fest auf das Kissen, erlaubte jedoch der Schlange, ihren Kopf hervorzurwinden, den er dann mit dem Steine zerschmetterte. Nach diesem Siege wagte der mutige Soldat zum ersten Male wieder frei zu athmen. Als die Frühstund kam, öffnete Jack, der jetzt, da Alles vorbei war, wenig mehr an die Sache dachte, die Thür und warf die Schlange hinaus.

Der Offizier, welchem an diesem Tage die Pflicht oblag, die Zellen zu besuchen, machte die Runde und sah um die Zellthür Jack's einen Menschenhaufen stehen, welcher die Schlange beschäftigte. Die Eingeborenen erklärten sie für eine der giftigsten, deren Biß stets und augenblicklich tödtend ist. Als man dem Offizier erzählte, daß sie von einem Soldaten in der anstoßenden Zelle getödtet worden sei, ging er hinein und fragte nach dem Näheren.

„Wann fandest Du aus, daß sich bei Dir in der Zelle eine Schlange befand?“

„Gegen neun Uhr gestern Abend,“ entgegnete Jack.

„Warum rieffst Du die Wache nicht?“

„Ich dachte, die Wache würde mich nicht hören, und ich fürchtete, auf das Thier zu treten, weshalb ich mich still hielt.“

„Aber Du hättest gebissen werden können; wußtest Du, daß Du augenblicklich gestorben wärest?“

„Ich wußte es gut genug; aber die Leute sagen, daß sich Schlangen nicht mit Einem einlassen, wenn man sie nicht stört, deshalb ließ ich sie gehen, wie es ihr beliebte.“

Die Geschichte verbreitete sich und kam auch zu den Ohren des Oberbefehlshabers und Jack erhielt wegen seiner außerordentlichen Nervenkraft und Geistesgegenwart die Strafe erlassen. Später nahm er sich jedoch stets sorgfältig in Acht, wieder in solche Schlafgesellschaft zu gerathen.

Schauderhafte That eines Wahnsinnigen.

Ein fürchterliches Ereigniß setzte vor einiger Zeit die Bewohner von S. Maurice-sur-Aveyron in Südfrankreich in die größte Bestürzung. Ein gewisser Jean Michot, welcher schon früher in Folge eines gehabten Schreckens zeitweise an Wahnsinnsanfällen litt, ergriff eines Morgens nach einem vorhergegangenen, unbedeutenden Streit seine Frau bei den Haaren, warf sie zu Boden und mißhandelte sie. Auf ihr Geschrei kamen Leute herbei, befreiten sie und brachten sie in ein anderes Haus, während Michot mit einem starken Lederriemen die Hände gebunden wurden. Erbittert darüber, biß Michot, als er allein gelassen war, wüthend in den Riemen und es gelang ihm in der That, sich desselben zu entledigen. Er ergriff nun ein krummes Messer, lief damit zu dem Hause, wo er seine Frau wußte, schlug ein Fenster ein und gelangte von rückwärts in die Wohnung. Beim Anblick des Wüthenden ergriffen alle Anwesenden die Flucht. Michot drang nun ungehindert in das Zimmer, wo seine Frau lag, hieß sie aufstehen und sich ankleiden, und streckte sie sodann mit einem Hiebe seines Krummmessers todt zu Boden. Dann lief er nach dem Orte Millerois, wo er ein armes Weib, die Wittwe Jassy, auf dem Felde arbeiten sah. Er lief auf sie zu und spaltete ihr den Kopf. Weiter fortstürzend stieß er unterwegs auf den Pfarrer von Saint-Maurice, begleitet von Herrn Demerger und seinem vierjährigen Söhnchen. „Weichen wir diesem Menschen aus, er scheint gefährlich,“ rief Demerger dem Abbé Rocher zu. Dieser aber wollte ruhig an ihm vorübergehen. Michot war in der That bereits an ihnen vorübergekommen, als er sich besann, umkehrte und dem Pfarrer den Hirnschädel spaltete. Demerger gelang es mit seinem Kinde, sich durch die Flucht zu retten. Michot folgte ihm anfangs, kehrte aber dann zum Pfarrer zurück und richtete ihn mit Messerhieben so fürchterlich zu, daß der Kopf in vier Theile gespalten und das Aussehen des Gemordeten völlig unkenntlich war. Vom Blut berauscht, drang der Wahnsinnige auf seinem weiteren verderblichen Laufe in die Wohnung der Eheleute Tonnelier, spaltete mit einem Hiebe dem sechzigjährigen Alten den Kopf und zerschchnitt der Frau die Pulsadern, so daß sie verblutete. Nun suchte sich der Wüthende weitere Schlachtopfer und drang in die Meierei de la Tuilerie, vor deren Thüre die beiden Kinder des Pächters Thierry, in einem Alter von acht und zehn Jahren, ruhig spielten. Er versetzte dem Älteren einen so gewaltigen Hieb, daß der Griff des Messers abbrach, durch welchen Umstand das jüngere Kind gerettet wurde. Der Mörder stürzte hierauf in den Keller von Dorsoirs zu einem gewissen Teiler, welcher in dem Stalle schlief, aber bei dem Erscheinen Michot's erwachte, aus dem Bette sprang und sich mit einer eisernen Gabel zur Wehre setzte; der Wahnsinnige jedoch versetzte ihm mit dem Messergriff einen furchtbaren Hieb auf den Kopf. Es war das siebente Opfer. Inzwischen hatte sich der Pächter Thierry, außer sich über den Tod seines Kindes, mit einem Gewehre bewaffnet, sammelte Leute und setzte dem Tollen nach, den er im Keller Fontaine-Jean erstellte, wo man sich endlich seiner bemächtigte und ihn unter sicherer Escorte in das Irrenhaus brachte. Dort soll er wieder zu sich gekommen sein und das Gethane bitter bereut haben.